Reichs-Elternwarte



Vater und Sohn

Aufnahme Lendvai-Dircksen

Heft 3 1935
August · Ernting
Erscheint in Berlin
monatlich

Inhalts-Übersicht

Aufruf!

Die Schule der deutschen Eltern

Damit meine ich nicht eine Schule, in die Ihr Eltern noch einmal hineingehen sollt; und doch soll es Eure Schule sein. Wie soll das zugehen?

Vor einigen Wochen ist der ganz besonders wichtige Erlaß des Herrn Reichserziehungsministers Rust über die Schülerauslese erschienen. Er regelt den Zugang und den Aufstieg der Schüler und Schülerinnen zu den höheren Schulen.

Die Führerschaft eines Volkes muß immer die bessere und umfassendere Bildung haben, wenn der Staat zu kulturellen und wirtschaftlichen Höchstleistungen kommen soll. Deutschland hat in seinem Existenzkampf mehr als jeder andere Staat diese Höchstleistungen notwendig.

Der Erwerb höherer Bildung war aber bisher in Deutschland fast immer von der wirtschaftlichen Kraft der Eltern abhängig, die ja das Schulgeld ganz oder zum größten Teil für ihre Kinder aufzubringen hatten, wozu sie noch erhebliche Kosten für Bücher und Lernmittel und später auch für auswärtigen Aufenthalt tragen mußten. Dadurch blieb manche hervorragende Begabung vom Aufstieg ausgeschlossen. Das ist darum besonders zu bedauern, weil nicht immer mit Besitz auch die charakterliche Eignung zum Führer verbunden ist. Zwar geben wir uns nicht der Täuschung hin, als seien nun aus den wirtschaftlich schwachen Volksschichten beliebig viele Führer auszulesen. Körperlich, charakterlich und geistig geeignete Begabungen sind von der Natur aus auf alle Volksschichten verteilt.

Es liegt nun im dringendsten Interesse des Staates. daß gerade die Tüchtigsten zu Führern herangebildet werden. Es darf nicht vorkommen, daß hervorragend Geeignete nur darum nicht in Führerstellen des Staates, der Wirtschaft, der Wissenschaft und Kunst aufrücken können, weil den Eltern solcher heranwachsenden Staatsbürger die Geldmittel für die notwendige Ausbildung fehlen. Der Staat wird dadurch in seiner Leistungsfähigkeit herabgemindert. Darum muß er auch dafür Sorge tragen, daß Ausbildung und Aufstieg in besonderen Fällen vom Besitz unabhängig ist.

Dieser Grundsatz ist im Rust'schen Ausleseerlaß deutlich zum Ausdruck gebracht.

Wir Eltern können und wollen hier auch helfen, weil wir das Verantwortlichkeitsgefühl für die Leistungsfähigkeit des Gesamtvolkes und Staates auf allen Lebensgebieten verspüren.

Ich rufe Euch darum zu einem großen Werk auf. Wir wollen eine Schule bauen und unterhalten (dem Staate soll sie gehören), in die nur Schüler aufgenommen werden, die sowohl nach der körperlichen (erbgesundheitlichen und rassischen) als auch nach der charakterlichen und geistigen Seite hin zu guten Hoffnungen berechtigen, deren Eltern aber nicht in der Lage sind, die Kosten für eine weitergehende Bildung ihrer Kinder zu tragen. Wenn nötig, sollen die Schüler ganz kostenfrei dort unterrichtet, erzogen und unterhalten werden.

Das nationalsozialistische Deutschland hat gewaltige Aufgaben von viel größerem Ausmaß durch den Einsatz seines Willens und seiner Kraft gelöst. Eine edle und wichtige Aufgabe ist hier der Elternschaft gestellt. Sie kann sie bewältigen. und ich habe die feste Zuversicht, daß nicht ein Jahr hingehen wird, bis das Werk vollendet ist.

Führende Männer aus Bewegung und Staat sind bereits für die Durchführung des Planes gewonnen.

In den nächsten Nummern der „Reichselternwarte" wird das Vorhaben weiter erläutert. Alle Bezieher der „Reichselternwarte" bauen von vornherein an dieser Schule mit, weil ein bestimmter Teil der Bezugsgebühr unserer Zeitschrift für den Bau der

„Schule der deutschen Eltern"

bestimmt ist.

Heinrich Siekmeier,
Regierungsdirektor in Koblenz
Herausgeber der „Reichselternwarte"

Heft 3 1935 August · Ernting

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †
Herausgegeben in Verbindung mit dem N. S.-Lehrer-Bund durch Heinrich Siekmeier



„Nachsitzen" und draußen scheint die Sonne!

Aufnahme F. Baumeister

Ohne Heim keine Heimat

Von Heinrich Siekmeier

Wir wollen einen neuen Staat bauen, Deutschland, der den Deutschen wieder Heimat ist. Heimat bedeutet Frieden, Zuflucht und Ruhe, bedeutet aber auch hingebende Liebe und Verantwortlichkeit. Das große Reich als Heimat der Deutschen muß damit rechnen können, daß bei seinem Volk die Einsicht von der Notwendigkeit des Staatsganzen lebendig ist. Nur wenn beim einzelnen Volksgenossen die Bereitwilligkeit vorhanden ist, die Staatsregierung nach besten Kräften bei ihrem Vorhaben zu unterstützen, den Ausgleich der Interessen herbeizuführen, unberechtigte Uebergriffe abzuwehren und Wehrhaftigkeit gegen Vernichtungsversuche von außen aufzurichten, kann der Staat seine auf Erhaltung und Vervollkommnung des Lebensraumes der Deutschen gerichtete Aufgabe erfüllen.

Es ruht also die Zukunft des Staates beim Willen seiner Bürger, diesen Staat als Heimat für das deutsche Volk aufzubauen.

Wir sprechen wohl vom organischen Weltbild und vom organischen Staat. Das heißt nichts anderes, als daß der Sinn aller seiner Glieder auf das Wohl und die Kraft des Ganzen gerichtet ist. Das kann man abstrakt auffassen, indem man sehr viel vom Dienst am Ganzen redet, ohne recht zu sagen, worin er besteht. Wohl gibt es ganz sinnfällige Ausdrucksformen des auf das Ganze gerichteten Volksdienstes, wie z. B. die Bereitwilligkeit zur Wehrhaftigkeit; aber von den überlauten Schwätzern wird oft gar nicht bemerkt, wie sie aus dem Bereich der Wirklichkeit herausgetreten sind und die Ganzheit theoretisiert haben. Das Wohl des Ganzen beruht auf einer Gesundheit der Glieder. Darum ist die Voraussetzung für den Dienst am Staat, daß die Einzelnen den Willen haben, für das eigene Wohl zu sorgen, und es gehört zu den Aufgaben des Staates, die Verwirklichung des auf das Eigenwohl gerichteten Willens zu fördern. Von der Gesundheit und der Kraft der Staatszellen her kann sich dann die Stärke des Gesamtstaates herleiten. Allerdings muß das gesunde Glied sich bewußt sein, daß es nur für das Gemeinwohl stark ist, und es schließlich als Einzelzelle bereit sein muß, sich selbst aufzugeben, um das Leben des Ganzen zu erhalten.

Die Sorge für das eigene Wohl kann bei nationalsozialistischem Denken nicht die Einsatzbereitschaft für das Ganze gefährden, weil ja die Zelle des Staates nicht mehr wie zu liberalistischer Zeit das Einzelindividuum ist, sondern die Familie. Einzelleben gibt es nach Gottes Schöpfungsordnung nicht. In der Familie aber ist Hingabe ans Ganze oberstes Gesetz.

Zur Reife der Staatsgesinnung, der stets Gemeinnutz vor Eigennutz geht, führt in der Erziehung kein anderer Weg sicherer als der eines gesunden Familienlebens. Darum sagt der Führer:

„Die Zerstörung der Familie würde das Ende jedes höheren Menschentums bedeuten. . . . Sie (die Familie) ist die kleinste, aber wertvollste Einheit im Staatsgefüge."

Nur wenn die Wurzel eines Baumes gesund und kräftig ist, kann der Krone Lebenssaft zugeführt werden. Die Familie ist aber die Wurzel allen Volks- und Staatslebens, darum muß sie gesund und stark sein.

Die naturgegebene Bezogenheit zwischen dem Ganzen und den Gliedern, zwischen dem Volk und dem Volksgenossen, kommt auch zum Ausdruck in der Verteilung der Pflichten bei der Stärkung der Familie und der Hebung ihres Wohles. Staat und Familie müssen gemeinsam daran arbeiten. Vor einem muß hier gewarnt werden, daß man glaubt, mit wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen allein könne man die Famiile zur Gesundung bringen und sie gesund erhalten. Es mag sein, daß sich vom Wirtschaftlichen her eine zahlenmäßige Hebung des Nachwuchses erzielen läßt, doch ist damit noch nicht festgestellt, daß in dem neu heranwachsenden Geschlecht die Gesinnung der Hingabe und Aufopferung für den Staat und die getreue Pflichterfüllung gegenüber dem Volk lebendig sein werden. Auch zusätzliche erbgesundheitliche Maßnahmen genügen noch nicht. Das deutsche Haus muß der Familie ein Heim werden, wenn der Staat dem Volke Heimat sein soll.

Nur Liebe und Fürsorglichkeit können das Heim bauen. Es wird gehalten durch engste Gemeinschaft und Bezogenheit der Glieder untereinander, von Mann zu Weib, von den Eltern zu den Kindern. Auch der Staat kann in den Herzen seiner Bürger nur durch Liebe und Fürsorge verankert werden. Da der Staat sich ja immer aus Familien aufbaut, kann engste Bezogenheit zwischen ihm und seinen Gliedern nur dann sein, wenn die Glieder in sich selbst eine bedingungslose Gemeinschaft bilden.

Mit Recht ist oft gesagt: Wo eine Mutter ist, da ist Heimat und — der Geist des Hauses wird von der Mutter bestimmt! Aber eine ganz eigene Macht und Kraft liegt doch auch beim Hausvatertum. Weithin ist jetzt der Vater kaum etwas anderes mehr als der Ernährer der Familie, der draußen steht. Ich kenne das Bild eines von mir geschätzten Malers, das die Unterschrift „Familie" trägt. Darauf sind aber nur die Mutter und zwei Kinder zu sehen. Der Vater gehört nicht mehr zum Begriff der Familie, er erstreckt sich sehr häufig nur mehr auf Mutter und Kleinkinder. Unter solcher Anschauung können Familie und Haus nicht Heimat werden. Der Vater gehört dazu, und zwar muß er das Haupt und der Leiter der Familie sein. Von ihm aus muß das Familienleben Grund und Inhalt erhalten. Form und Gestalt

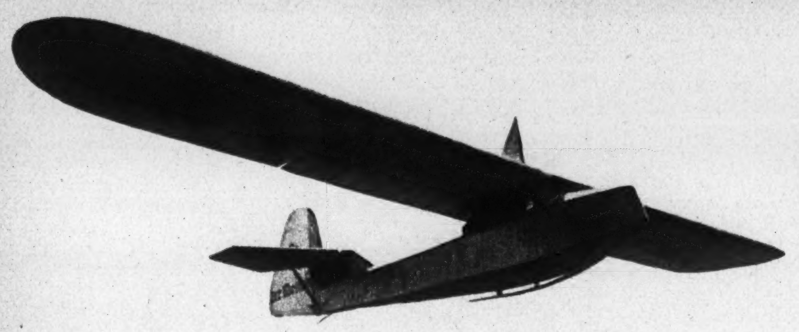


Großvater und Enkelin

Aufnahme Landvai-Dircksen

erhält dieser Inhalt dann unter den Händen der Mutter, die das Herz der Familie ist. Daß Zielsetzen und Voranschreiten gehört aber dem Manne. Wenn auch nur mit den tiefen Gefühlskräften der Mutter das Haus zum Heim werden kann, so steht doch gleichfalls fest, daß für die Erneuerung der Familie der Führerwille des Mannes ebenso nötig ist wie die Herzensgüte des Weibes. Der Mann stellt auch die Brücke der Familie zum Volkstum dar.

Entheimatet wurden die Deutschen in Deutschland, weil die Familien aufgelöst und die Heime zerstört wurden. Staat und Familien müssen sich jetzt die Hände reichen, um über das Heim die Heimat wieder zu bauen.



Fliegen...!

Ein Arbeitsbild aus der Anfängerklasse

Von Wilhelm Kircher

... „Und morgen gibt's was ganz Besonderes: viele, viele Flieger kommen über unsere Schule! Da wollen wir fein aufpassen!" Dieser Satz genügt, um die kleine Schar in geschäftige Erregung zu versetzen. Voller Pläne gehen sie nach Hause. Also Flieger kommen, o fein!

In kleinen Trupps schlendern die Jungens durch die Straße. Es ist kaum zu verstehen, was sie sagen. Aber Gesprächsfetzen sind aufzufangen: „Ich bringe einen Flieger mit!" „Mein Bruder hat einen Modellbaukasten!" „Mein Onkel ist bei den Fliegern!" „Ich werde auch Flieger!"

Zu Hause erfahren Vater und Mutter von dem großen Ereignis. „Darf ich das Buch von den Fliegern mit in die Schule nehmen?" „Vater, mach' mir mal den Tragflügel fest!" „Mutter, der Fritz will mir sein Modell nicht mitgeben!" Vater, Mutter, Bruder und Schwester tun das ihre. Auf der Schiefertafel sausen die ersten Flieger hoch durch die Wolken. „Man kann sie gar nicht richtig sehen, so hoch sind sie!"

Und der neue Schultag bricht an. „Mutter, sind schon welche gekommen?"

Der Bub fragt schon, ehe die Augen richtig auf sind. Er ist froh, daß noch keine gekommen sind. Beim Morgenfrühstück kommt ihm jedes Autogeräusch verdächtig vor. Auf dem Schulhof zeigen sie sich ihre Kostbarkeiten. Einer ist ganz stolz, er hat die Hände auf dem Rücken: auf der Brust trägt er ein Abzeichen, darauf ist ein Falke abgebildet. Der Lehrer wird mit Fragen bestürmt. „Wann kommen sie, wohin gehen sie?" Sie brauchen die Klasse nicht zu verlassen, ganz in der Nähe ist eine Wendemarke der Deutschlandflieger, die Flugzeuge werden ganz niedrig fliegen.

Auf dem Tisch werden die Spielsachen, Modelle und Bilder aufgestellt und betrachtet. Jeder erzählt, was er weiß. Die Begeisterung wächst beim Erzählen. Aber alles eben noch so interessante Spielzeug wird im Stich gelassen, sobald die ersten Maschinen heranbrausen. „Flieger! Flieger!" schreit alles durcheinander. Sie beginnen zu zählen. Einer wird abkommandiert an die Schultafel. Er muß soviel Vögel anmalen (solche, wie sie auf dem Abzeichen zu sehen sind) als Flieger gekommen sind. Er zählt gewissenhaft. Das geht so weiter. Die Uhr zeigt schon längst Schulschluß. Niemand kümmert sich darum. Es wird weitergezählt und weitergemalt Es wird festgestellt: Eindecker, Doppeldecker. Und weiter Vierergruppe, Siebenergruppe.

Es klopft. Ein Vater will seinen Bub mit dem Auto abholen. Er will ihn zur Wendemarke fahren. Alle wollen mit. Hallo, da sind wieder neue! Zählen! Wieviel sind's denn schon im ganzen? Nur einige kommen richtig bis zu der hohen Zahl.

Am nächsten Tag steht der Sandkasten mitten im Raum, die Schar drum herum. Der Autofahrer erzählt von der Wendemarke, vom Abwurf der Meldefahne, von den Nummern und Buchstaben und Hakenkreuzen auf den Tragflächen, von den vielen Zuschauern, von der SA, die abgesperrt hat. Der Sandkasten wird zum Flugplatz. Aus der Schachtel marschieren die SA.-Männer auf. Mit ihnen lernt der Bub heut zählen und rechnen, was soll er auch mit russischen Rechenkugeln! Sie marschieren in Vierer-, Sechser-, in Achterreihe. Viele Papierflugzeuge — von den älteren Schülern, den „Schulpaten" der Kleinen auf Wunsch des Lehrers hergestellt — harren auf Ordnung. „Sie sind ja noch gar nicht fertig! Es fehlt das Hakenkreuz, der Buchstabe, die Nummer!" Das gibt Arbeit! Jeder malt ein Hakenkreuz. Dem Ungeschickten hilft der Geschickte. Der Lehrer hängt eine Zifferntabelle auf, da guckt man sich die Ziffern ab. An Stelle der Buchstaben schreibt jeder seinen Namen darauf. Die Schriftzüge sind ungelenk, aber die Klasse hat nicht mit „i" und „u" und „mu" und „mä" begonnen, sondern mit Ganzwörtern.

Aufnahme Kurt Friedrich



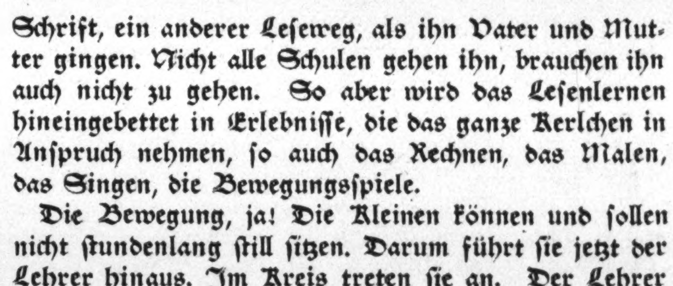
Ein Vorschlag: Ich klebe ein Fliegerbild drauf, bitte Pappe (Klebstoff!), Zigarettenbilder tun ihren Dienst, und die Knirpse sprechen voll Stolz: Immelmann, Boelcke, Richthofen! Ich habe einmal in einer englischen Fibel das Bild des Admirals Nelson gefunden. Seitdem finde ich es nicht unzeitgemäß, auch schon im Fibelunterricht Heldengestalten zu zeigen. Deutsche Buben wachsen mit ihnen.

Nun entstehen Bildkarten: SA.-Männer, die Meldefahne, die Flugzeuge, der diensttuende Offizier, Autos, Hakenkreuze, Wolken, Dörfer und Häuser von oben her (ganz klein). Dazu kommen Zettel mit Wörtern, die die Dinge bezeichnen. Sie sollen richtig einander zugeordnet werden: Lesen aus dem Erleben, aus dem Sinnganzen heraus. Ach freilich, es sieht wie Raten aus, aber es ist ein Bekanntwerden mit den geheimnisvollen Zeichen der



Letzte Untersuchung vor dem Start

Aufnahme Atlantik Photo

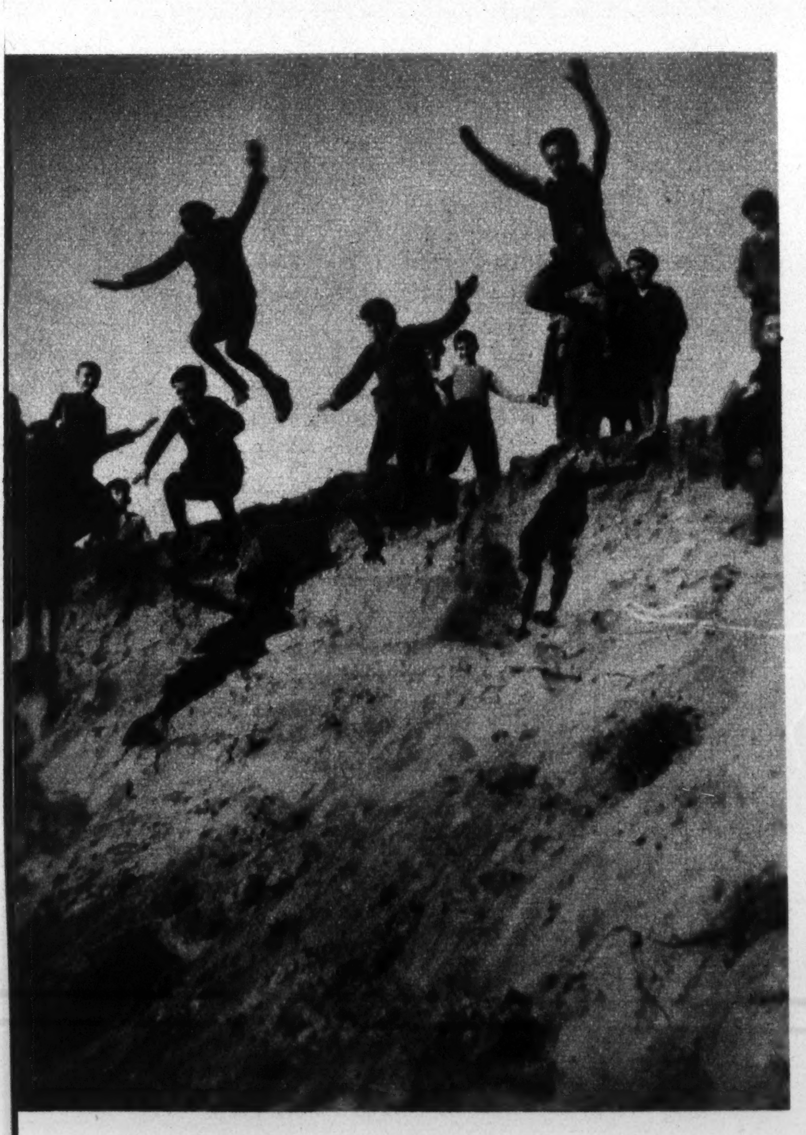


Schrift, ein anderer Leseweg, als ihn Vater und Mutter gingen. Nicht alle Schulen gehen ihn, brauchen ihn auch nicht zu gehen. So aber wird das Lesenlernen hineingebettet in Erlebnisse, die das ganze Kerlchen in Anspruch nehmen, so auch das Rechnen, das Malen, das Singen, die Bewegungsspiele.

Die Bewegung, ja! Die Kleinen können und sollen nicht stundenlang still sitzen. Darum führt sie jetzt der Lehrer hinaus. Im Kreis treten sie an. Der Lehrer zaubert — ein rechter Lehrer kann seine Buben verzaubern. Hört nur, wie die Motoren summen. Da sind es keine Buben mehr, sind es Flieger! Sie segeln im Kreis, dann einzeln, zu vieren, zu sieben den Abhang hinunter. Die Arme balanzieren. Hier hat einer „Bruch“ gehabt. Er ist schnell überholt!

„Hersehen! Hier ist euch von den großen Buben ein Gleiter gestiftet worden! Wer am raschesten gelaufen ist und gleich oben in der Klasse mit den Würfeln am besten rechnen kann, der gewinnt ihn.“ Zwei Bedingungen also: eine körperliche und eine geistige Leistung, der g a n z e Kerl wird gewertet.

So also wollen wir arbeiten mit unseren Kleinen. Den „Lehrstoff“ präparieren wir nicht zurecht. Die Schule ist nicht mehr ein Herbarium des Lebens. Die Augen sollen sehen, was die Wimper hält, die Ohren aufnehmen, was es an Klängen in der Welt gibt: vom Gebraus der Motoren bis zum Glockenblumengeläut im Märchen, die Hände „begreifen“ und gestalten, Schule und Leben sind eine ineinander überfließende Einheit. Kindlicher Frohsinn herrscht hier, kein Pathos. Und doch ist der Blick nach oben gerichtet, nicht nur im Falle der Flieger, jeder Tag läßt einmal etwas Heldisches anklingen. Und all unser Lernen ist ein stolzer Dienst. Wir leisten ihn unter den Augen des Führers, unter dessen Bild wir den Tag beginnen und enden: „Heil Hitler!“



Die „Flieger!“

Aufnahme Agfa-Archiv

Edmund Fischer:

Die Schrift des Kindes als Spiegel seiner Seele

Leben bedeutet nach unserer Auffassung Kampf, nicht rücksichtslosen, volksschädigenden Kampf aller gegen alle, aber Kräftemessung, Auseinandersetzung der Lebenskräftigeren, Lebenstüchtigeren mit den Lebensschwächeren und Untüchtigeren, wobei es Ziel des neuen Staates ist, durch diesen steten, vom Stand und Geldbeutel unabhängigen Leistungswettbewerb vor allem aus der Jugend die wirklich Besten jeder Generation für die führenden, verantwortungsreichsten Stellen im Staate zu gewinnen. Beinahe überflüssig angesichts der zahlreichen diesbezüglichen Aussprüche unseres Führers und vieler anderer führenden Persönlichkeiten des neuen Reiches ist es, auch in diesem Zusammenhange nochmals zu betonen, daß künftig nicht die Verstandesschärfe und das Wissen zum alleinigen oder entscheidenden Maßstab der Leistung und der Lebenstüchtigkeit erhoben werden. Denn zu offenkundig ist es, daß nicht selten die intellektuelle Begabung, die Gescheitheit, mit Rücksichtslosigkeit, Ichsucht, wenn nicht gar mit gemeinschaftsschädigendem Gebaren oder verbrecherischen Trieben gepaart ist.

Wir werden deshalb dann erst einen Menschen lebenstüchtig nennen können, wenn er nicht bloß über ein gewisses Bildungswissen verfügt, sondern darüber hinaus auch (erb-) gesund, selbständig, mutig, pflichtbewußt, zuverlässig, unbestechlich, zielstrebig und willensstark ist, und wenn er sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen in den Dienst der Volksgemeinschaft, nicht seines Ichs stellt. Mit anderen Worten: am Anfang der Berufs- und Staatslaufbahn jedes jungen Deutschen werden künftig neben der Wissensbeurteilung eine Gesundheitsprüfung und eine irgendwie geartete charakterliche Bewährungsprobe stehen.

Diese Tatsache müßte für viele Eltern beängstigend sein, wenn das Kind unerziehbar wäre oder wenn sich gewisse gesundheitliche Schäden im Kindesalter nicht beseitigen ließen. Doch das ist, Gott sei Dank, allermeist nicht der Fall. Selbst das in gesundheitlicher oder charakterlicher Hinsicht schwächere Kind ist in ziemlich starkem Maße körperlich zu kräftigen oder charakterlich zu festigen, wenn die Eltern es in geeigneter Weise erziehen, sich von geeigneten Personen beraten lassen und vor allen Dingen rechtzeitig die in Erscheinung tretenden gesundheitlichen oder charakterlichen Störungen erkennen.

Doch das ist nicht so einfach, wie man anzunehmen geneigt ist. Denn das Kind verstellt sich häufig den Eltern gegenüber. Wie oft schon sind Eltern wie aus allen Wolken gefallen, als ihnen die Fehler ihrer Kinder berichtet wurden. Oder die Väter und Mütter sind in der Beurteilung ihrer Kinder befangen und voreingenommen. Oft verändert sich auch der Jugendliche so langsam im ungünstigen Sinne, daß es die Eltern erst wahrnehmen, wenn der Schaden schon so groß ist, daß er kaum wieder gutzumachen ist. Deshalb sollten diese ein kindliches Erzeugnis niemals unbeachtet lassen, das viele wichtige Wesenszüge des Kindes offenbart und die meisten bedeutsamen Veränderungen des Körpers und der Seele untrüglich erkennen läßt: **die Schrift des Kindes.** Sie ist **ein Spiegel des körperlichen und seelischen Befindens des Heranwachsenden.** Aus ihr können wir auf den Grad der Lebenstüchtigkeit des Schrifturhebers schließen, und insbesondere vermag sie uns Störungen im körperlichen Allgemeinbefinden und Charakterfehler auch in solchen Fällen zu offenbaren, wo uns das kindliche Benehmen oder die eigene Befangenheit darüber hinwegtäuscht, so daß wir, ehe es zu spät ist, geeignete Maßnahmen dagegen treffen können.

Wenn auch in vielen Fällen von Erziehungsschwierigkeiten der geschulte Erzieher das letzte Wort sprechen muß, so wollen wir doch unter Anlehnung an die oben aufgezählten „Merkmale" der Lebenstüchtigkeit einige besonders kennzeichnende (typische) Kinderschriften beschreiben und durch Abbildungen belegen, um den Blick der Eltern für die Schrift ihrer Kinder zu schärfen und ihnen einige Vergleichsmöglichkeiten zu geben.

Wer tüchtig sein will im Leben, muß **gesund** sein. Es wäre nun ein gefährlicher Irrtum, zu glauben, daß eine gewissenhafte Ausdeutung der Schrift die Befragung des Arztes überflüssig mache. Immerhin läßt die Kinderschrift leicht gewisse Störungen im Allgemeinbefinden erkennen und gibt uns damit den Anstoß, den Arzt aufzusuchen. So gibt die Abb. 1 die Schrift eines **nervös überreizten** neunjährigen Knaben wieder.

Abbildung 1

Sie fällt durch Strichverbiegungen, Zitterstriche, Strichabsetzungen, überflüssige Züge und Verschreibungen unangenehm auf, alles Merkmale, die auf starke Nervosität schließen lassen. Verstärkt wurde in diesem Falle die Nervosität durch eine unterdrückte Linkshändigkeit, die eine wesentliche Ursache der Schreibhemmung und der damit einhergehenden Sprechhemmung (Stottern) war.

Abbildung 2

Die drucklose, kleine, enge und zurückgeneigte (linksschräge) Schrift der Abb. 2 verrät eine allgemeine Schwächlichkeit des Schrifturhebers, eines neunjährigen Knaben, deren Ursache in Blutarmut und wahrscheinlich auch Unterernährung zu suchen war. Die häßlichen Druckschwellungen und Verklecksungen in der 3. Schriftprobe (Urheber ebenfalls ein neunjähriger Knabe) ließen Störungen der Verdauung oder des Blutkreislaufes

Abbildung 3

vermuten, eine Annahme, die später vom Arzt bestätigt wurde. Die mehr oder weniger starke Verminderung der Schulleistungen, die in allen drei Fällen zu verzeichnen war, war also durch die schlechte körperliche Verfassung bedingt und konnte durch sinngemäße erzieherische und ärztliche Maßnahmen zum Teil behoben werden.

Abb. 4 zeigt die druckstarke, gewinkelte, steile Schrift eines elfjährigen Knaben, deren Buchstabenformen bereits von den Formen der Ausgangsschrift abzuweichen

Abbildung 4

beginnen. Das sind Merkmale, die hauptsächlich auf Selbständigkeit und Mut, zugleich aber auch auf Eigenwilligkeit schließen lassen. Im Gegensatz dazu ist die vorlagegemäße, druckarme und leicht linksschräge Schrift eines gleichaltrigen Mädchens (Abb. 5) Kennzeichen einer gewissen Unselbständigkeit und weltfremden Schüchternheit. Doch braucht den

Abbildung 5

Eltern dieses Kindes nicht bange zu sein, da die äußerst saubere und gefällige Schrift zugleich von ausgeprägtem Pflichtbewußtsein (Winkel!), von Fleiß, Zuverlässigkeit, Ordnungssinn und Geschmack zeugt.

Anders die Schriftprobe 6. Durch sie verrät der vierzehnjährige Schreiber, der völlig unregelmäßig schreibt, die Zeilen nicht beachtet und viele Buchstaben ganz nachlässig gestaltet (z. B. e, n, a, g), daß seine schlechten Schul- und Schreibleistungen nicht auf mangelnder Begabung, sondern lediglich auf Faulheit

Abbildung 6

und Gleichgültigkeit, also auf Mangel an Pflichtgefühl beruhen. Minderbegabung, Schwachsinn offenbaren sich in ganz anderen Merkmalen: Hinzufügen oder Weglassen eines Abstriches bei m und n, Auslassung oder Wiederholung von Buchstaben und Wörtern, Verkleckungen und Verschmutzungen sowie zahlreiche Verschreibungen innerhalb einer meist unfertig und häßlich wirkenden, zerstückelten Schrift. Diese erzieherisch bedeutsamen Schriftunterschiede sind besonders zu beachten, wenn erhebliche Minderleistungen in der Schule zu einer Entscheidung darüber drängen, ob das Kind einer Hilfsschule zu überweisen ist oder nicht.

Abbildung 7

Gedrängt und unschön geformte Schriften mit geschlossenen o, g oder a und oben gebogenen Grundstrichen (sogenannten Arkaden) — siehe Abb. 7 — lassen vermuten, daß der Schrifturheber (in diesem Falle ein zwölfjähriger Knabe) nicht aufrichtig ist und zu Lügen neigt.

Abbildung 8

Zielsicherheit und Zielgerichtetheit im Tun und Denken werden sich in der Schrift im allgemeinen durch kraftvolle und gleichmäßig nach rechts geneigte Schriftzüge ausdrücken. Die Richtungsschwankungen in der von einem neunjährigen Mädchen stammenden Schriftprobe 8 verraten dementsprechend eine innere Unsicherheit und seelische Unruhe, die bei dem begabten und pflichtbewußten (Winkel!) Kind auf erschütternde Ereignisse im Elternhaus zurückzuführen sind. Einen Zeitabschnitt körperlichen Aufruhrs und seelischer Unsicherheit stellt vor allem die Zeit der körperlichen Reife (Pupertät) dar. Darum ist es nicht verwunderlich, daß die Eltern bei ihrem 14. oder 15jährigen Kinde oft auffällige Aenderungen der Handschrift feststellen können. Diese wird unregelmäßig, weist bizarr gestaltete Schriftformen, Druckschwellungen und meist auffällig geformte, lange und druckbetonte Unterlängen auf (siehe die Mädchenschriftprobe 9).

Abbildung 9

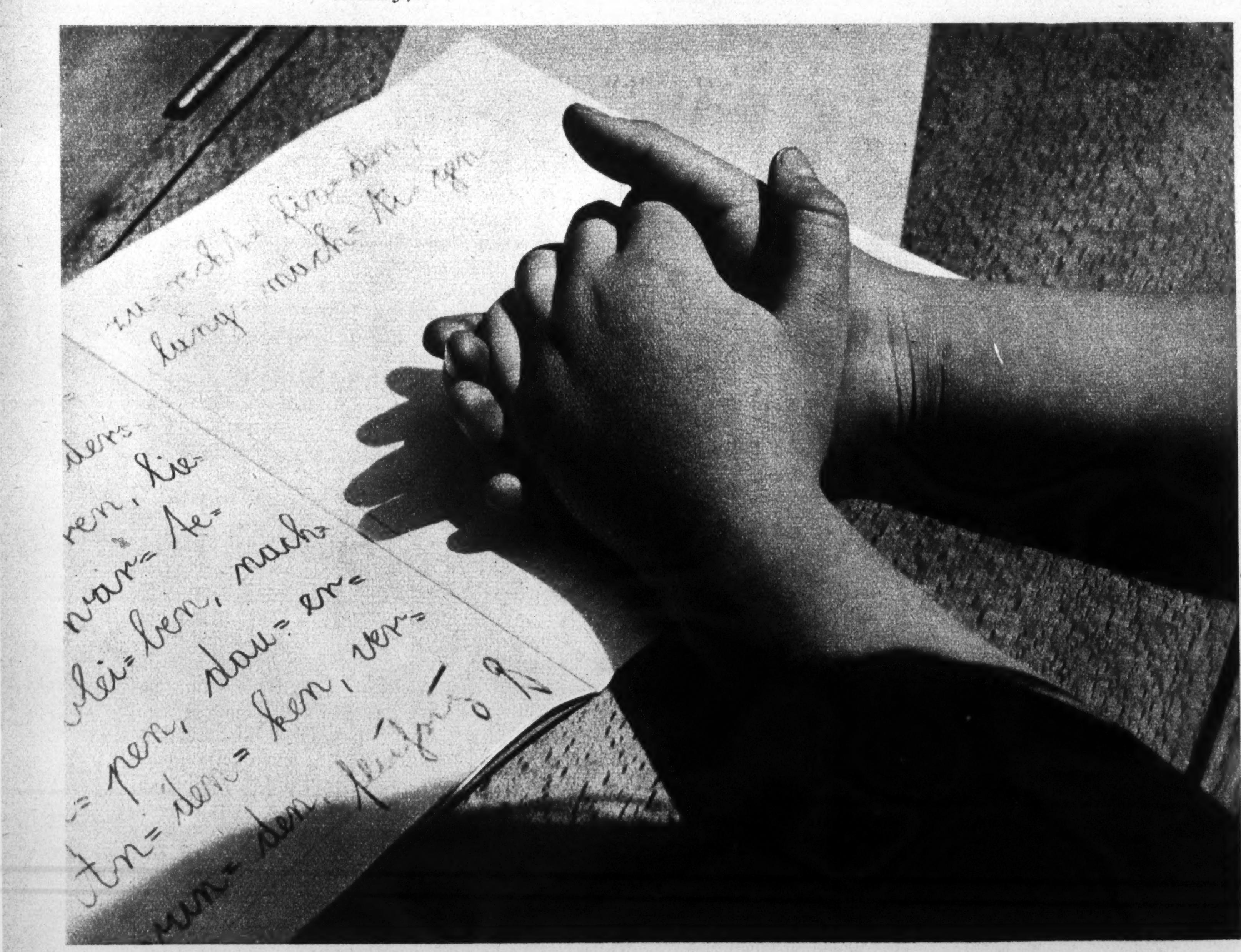
Unbestechlichkeit und Entschlußkraft offenbaren sich in der Kinderschrift durch Regelmäßigkeit, Druck und Winkelbildung. Abb. 4 ist ein Schriftbeispiel dafür.

Abbildung 10

Im Gegensatz dazu steht die druckarme, halt- und richtungslose Schrift eines elfjährigen Mädchens (Abb. 10). Sie zeugt von Willensschwäche, Haltlosigkeit, leichter Beeinflußbarkeit und Verführbarkeit. Bei solchen Kindern sollten die Eltern scharf auf deren Spielgefährten achten.

Weniger einfach ist es, aus einer Kinderschrift zu schließen, ob nackte Selbstsucht oder Gemeinschaftsbewußtsein und soziales Empfinden das Denken und Tun des Jugendlichen bestimmen. Wir müssen deshalb an dieser Stelle auf entsprechende Schriftbeispiele verzichten.

Wo nun Eltern in der Schrift und im Verhalten ihrer Kinder Anlaß zur Besorgnis haben, da sollte das letzte jedoch nicht die Sorge sein, sondern der feste Wille, kein Mittel und keinen Weg unversucht zu lassen, der Kräftigung des kindlichen Körpers und Festigung des jugendlichen Charakters verspricht. Denn Einsicht und Beharrlichkeit und nicht zuletzt die verständnisvolle Zusammenarbeit von Elternhaus, Schule und Hitlerjugend führen auch hier fast immer zum gewünschten Ziele.



Kinderhände

Aufnahme Aenne Biermann (Agfa-Archiv)



2 Aufnahmen Presse-Bild-Zentrale

Kinder auf Reisen

Von Ada v. Blittersdorff.

Der Eilzug hält: Ludwigslust! — Rufen, Türenschlagen. Langsames Rütteln, wir fahren wieder. Auch mein Abteil hat neue Reisende bekommen. Ich sehe von meinem Buch auf, eine sehr junge Mutter, ihr blondes Mädelchen, wohl 5 Jahre alt, an der Hand nehmen mir gegenüber Platz. Der Schaffner prüft die Karten. Ich höre zufällig das Reiseziel, es ist eine lange Fahrt. Allerliebst ist die Kleine angezogen, in ihrem zarten, hellblauen Wollkleidchen, wunderbare Lackschuhe über den bunten Söckchen. O Himmel, denke ich, die sind ganz neu, dazu die Wärme, die drücken bestimmt schon nach einer Stunde.

Seit die Jahre vorbei sind, daß ich oft und oft mit meinen drei Kindern durchs Land fuhr, in Kriegs- und Friedenszeiten, bei Hitze, oft Tag- und Nachtfahrten zur Zeit der wenigen und so langsam fahrenden Züge, habe ich es mir eigentlich geschworen, mich nie zu Müttern mit Kindern zu setzen. Jeder Platz ist für sie goldeswert.

Aber dieses Mal sehe ich doch über mein Buch hinweg ein wenig zu. Es ist wieder das gleiche, man weiß nicht, wer einem mehr leid tut, die Mutter oder das Kind! Von der ersten Viertelstunde an wird viel Spaß gemacht, gelacht, gespielt, Verschen hergesagt, Süßigkeiten gegessen. Die Kleine wird warm, das Kleidchen ist so heiß, die Schuhe drücken. Das Spielzeug fällt herunter und die kleinen Bonbonhände suchen unter der Bank, erschrocken murmelnd weichen die zu „Onkels" und „Tanten" erhobenen Mitreisenden zurück.

Mutti wird nervös. „Nun sitz' endlich still, Inge! Ganz artig. Komm' auf den Schoß, sonst schreibe ich es dem Vati, daß du mich auch garnicht in Ruhe gelassen hast. Hier ist noch ein Stück Schokolade, aber ganz lieb sein!"

Einen Moment Stille. Bauz, der Ball rutscht aus der kleinen Faust und einem Onkel auf die tadellosen Schuhe. Ein Klaps. Inges Blauaugen stehn schon voll Tränen. Sie wollte es ja garnicht, aber die Tücke des Objekts! Auch das Stück Milchschokolade ist indessen schön weich geworden und verlegt seinen Standort auf das blaue Kleidchen. Die schwarzen, kleinen Hände wollen die Tränen abwischen und malen dafür schwarze Schokoladentupfen auf das Jammergesichtchen. Mutti ist sehr ärgerlich. Schelte, lautes Weinen, alles sieht sich nervös um.

Und die Reise ist noch nicht halb herum, sicher hatten sie sich beide so darauf gefreut!

Mein Ziel ist erreicht, ich steige nachdenklich aus. So braucht es ja doch nicht zu sein. Mit gesunden Kindern kann auch eine lange Fahrt eine heitere, ruhige Sache sein, wenn auch alle dann — man selbst vielleicht am meisten — müde am Ziel ankommen.

Mir ist es, als wäre es gestern, daß der Wecker mich aus leisem Reiseschlaf holte in einen oft noch dämmerigen Sommermorgen. Meist ist ja doch die Mutter die einzige, die „ganz sicher" aufwacht. Und dann fängt der Reisetag an. Schon am Abend vorher soll man den „Freßkorb" zurechtmachen, bis auf die fertiggestrichenen Butterbrote, die zuletzt oben-

auf kommen. Harte oder weiche Eier, eine Salzgurke, Bananen, Aepfel, Birnen (nur kein saftiges Obst) sind immer schön, Keks und vielleicht noch einige kalte Frikadellen bildeten bei mir immer den Grundstock in dem recht weitläufigen Strohkorb mit Deckel. Ist noch ein Baby dabei, wird die Sache mit den Flaschen ja etwas umständlicher. Und dann die Thermosflasche. Zu trinken, viel zu trinken, vor allem. Nichts macht Kinder auf Reisen so unglücklich wie Durst. Daher keinen Kuchen oder Süßigkeiten mitnehmen, die Durst, klebrige Hände und oft noch anderen Kummer machen. Wenig gesüßten, dünnen kalten Tee mit etwas Zitronensaft fand ich immer am besten. Nur kein Saftwasser oder Milch, die bei dem vielen Schütteln nie gut bleibt. In einer Ecke des Korbes thronen vorwurfsvoll, in drangvoll fürchterlicher Enge der Teddy, die Puppe Elsbeth mit der stark geprüften Frisur oder der Dackel. Irgendein Leib- und Magenstück hat ja fast jedes Kind. Viel weißes Papier und Bleistifte zum Zeichnen, irgendein kleines Geduldspiel tat ich meist dazu, und wenn möglich erstand ich für dieser Tag etwas an ganz billigen, kleinen Büchern zum Lesen und Ansehen (schon eine Nummer einer Kinderzeitung ist schön). Es kostet ja kaum mehr als die so oft üblichen Süßigkeiten für unterwegs. Und wie segnete ich still solch kleines Märchenbuch, wenn meine zappelige Aelteste es gar zu schwer fand, im überfüllten Abteil stillzusitzen. Obenauf Servietten, ein Handtuch, der Beutel mit dem feuchten Schwamm und Seife und vielleicht noch für jedes Kind ein buntes Schürzchen, dann ist man für die ärgsten Fälle gerüstet.

Kinder haben oft mehr Reisefieber als wir, und unsere Eile und Unruhe teilt sich ihnen sofort mit. Ich habe auch oft gefunden, daß Kinder vor einer Reise bei aller Freude und Aufregung schlecht essen können. Dann nicht zwingen, die Folgen sind oft verheerend, und der Hunger in der Bahn meldet sich schon rasch genug!

Nun sitzen alle glücklich drin, wir waren bei Zeiten da und haben so die geliebten Fensterplätze. Hell und grün fliegt die weite Marschlandschaft vorüber. Klaus und Suse drücken sich die Nasen platt am Fenster. Es ist noch ein wenig kühl, so kann zunächst oben nur die Luftklappe auf sein. Wie allen Stadtkindern ist ihnen dies doch wie ein Bilderbuch: so viele, bunte Kühe, die Wiesen, das kleine Dorf mit den Enten im Teich, herrlich! — „Mutti sieh doch, Klaus, da ist eine Schafherde, aber die sind gar nicht richtig schön weiß! Bübchen paß mal auf!" Aber Brüderchen ist ein ängstliches Gemüt, die fremde Umgebung, die Mitreisenden, alles ein bißchen unheimlich. Er sitzt stumm neben mir und hält verborgen meine Hand. Das verträgt sich noch mit der Würde eines Dreijährigen. Aber auch seine ernsten großen Augen erheitern sich langsam. Ich selbst halte mich nach Möglichkeit noch zurück. Sie haben alle drei bunte Waschkittel an. Was schadet da schon ein Butterfleck, ein bißchen Eisenbahnstaub. Die Großen zählen die Schafe und Kühe, die Menschen um die Wette. Wer sie zuerst sieht, dem gehören sie. Dann wird gezeichnet und gemalt, alles, was man gesehen hat. Brüderchen hält seinen Teddy fest es ist bald Mittag, und so leise segelt er neben mir ins Traumland hinüber, wenn auch nur für kurze Zeit.

Draußen gibt's immer noch was Neues zu sehen, und man erzählt ein bißchen von dem großen Gut, wo man als Kind war, wo gerade so viel Schafe, gerade so ein schöner großer Strohhaufen zum Rutschen waren. Es wird warm, große Kinder können meist nicht schlafen, aber Bücher und Bilder sind ein schöner Trost. — Nun kommt der Abend. Es gibt nichts mehr zu sehen. Sogar ein bißchen schreckhaft fliegen die entgegenkommenden Züge vorüber.

Wir spielen die wunderbaren, alten Spiele: „Alle Vögel fliegen hoch", „Ich weiß etwas, was du nicht siehst", und was es sonst ist. Und dann, so ein paar Geschichten wissen wir Mütter ja doch alle, die wir selbst hörten, vor langer Zeit, als wir klein waren. Vater erzählt sie allemal. Ganz genau, mit den selben Worten. Von der kleinen Eulalie mit dem Tintenklex auf dem Kleid, oder auch vom schönen Siegfried mit dem bösen Drachen. Schön leise und stören die anderen Mitreisenden möglichst wenig. Die Drei hören gut zu, eigentlich kennen sie es ja alles Wort für Wort, sind aber doch ganz dabei. Einmal sagt Klaus ernst verweisend: „Mutti, die Augen vom Drachen waren wie Teetassen so groß, das hast du vergessen!"

Und einmal, da kommt man doch an, und alle liegen frisch gewaschen in den Betten, sind garnicht müde und schlafen doch in fünf Minuten fest. Man selbst steht wohl noch eine Weile am Fenster, recht müde und befriedigt, wie nach einer Rechenaufgabe, die aufging, und hört von weither das Meer leise und heimatlich rauschen.



Die endlose Arbeit

Von Möller-Crivitz

Ueber einem Gedichtband sitzt Horst, der dreizehnjährige, zu Hause am Tisch, den Kopf in jener gespannten Haltung in den Händen gestützt, die auf ein eifriges Auswendiglernen, ein „Einpauken", schließen läßt. Unweit von ihm arbeitet die Mutter am Fenster an der Nähmaschine. Die surrt und rasselt, kaum daß die emsigen Hände den Stoff so schnell nachschieben können, wie ihn die Maschine frißt. Horst liest halblaut vor sich hin, immer wieder die gleiche Strophe und leise wiederholt die Mutter die ewigen Verse aus der „Glocke", die sie schon auswendig gelernt hat und die Kinder immer wieder auswendig lernen werden:

„Ledig aller Pflicht
„Hört der Bursch die Vesper schlagen;
„Meister muß sich immer plagen!"

Sonderbar, da huscht ein Lächeln über die Züge der Mutter, ein feines, kaum merkbares Lächeln. Ist es die Erinnerung an die eigene Schulzeit? Oder was mag es sein, das ihr plötzlich in den Sinn kommt? Eigenartig ist dieses Lächeln, das für eine Weile in ihrem Gesicht stehen bleibt. Es liegt keine Freude darin, eher schon Geringschätzung oder leiser Spott. Wie ist das möglich? Schiller, seine herrliche „Glocke" und Spott? Wie paßt das zueinander? Haben wir denn nicht immer gehört, daß dieses Lied auf die Glocke zu den wundersamsten aller deutschen Dichtungen gehört, daß uns eine ganze Welt um diesen unvergänglichen Schatz beneidet? Und glauben wir nicht auch mit Stolz so? Wie kann da ein Spott aufkommen in einem Gesicht, das fein und edel geschnitten ist?

Horst lernt unverdrossen weiter. Er muß die Strophe oftmals wiederholen, bis sie „sitzt". Das feine Lächeln seiner Mutter hat er nicht bemerkt, und auch die Mutter ist schon bei einem anderen Gedanken. Aber sinnend, seltsam sinnend bleibt ihr Gesicht.

*

Horst hat seine Bücher längst zusammengelegt und in fahriger Hast in die Schulmappe gestopft. Er ist noch ein Weilchen auf den Spielplatz zu den Kameraden geeilt. Die Nähmaschine surrt und rasselt ununterbrochen weiter. Von Zeit zu Zeit sucht das sorgende Mutterauge durch das Fenster nach den beiden Kleinen, die in lustiger Gesellschaft draußen spielen. Plötzlich fällt der Blick der Mutter auf die Uhr. Um Gottes Willen, schreckt sie zusammen, wo nur die Zeit geblieben sein mag! Es ist schon sieben Uhr durch. Bald wird der Vater aus dem Geschäft heimkehren, müde, abgespannt, ruhebedürftig. Schnell das Abendessen herrichten, ruft die Pflicht sie von ihrer Arbeit. Hastig räumt sie ihre Schneiderei beiseite, schiebt die Maschine in ihre alte Ecke. Die Hände fliegen hierhin, dorthin, nehmen dieses auf und legen jenes fort. Dort liegt auch die Schulmappe von Horst auf dem Stuhl. Natürlich, wie kann es auch anders sein, als daß die Mutter sie an ihren Platz trägt!

Nur nicht nervös werden, denkt sie, als sie in der Küche die Vorbereitungen für den Abendtisch trifft. Sie weiß nur zu gut, daß ihr Mann nicht gern gefragt werden will, was er essen mag. Sie weiß aber auch, daß er nur zu gern Abwechslungen liebt. Er, der als Zimmermeister die Pünktlichkeit eines geordneten Betriebes gewohnt ist, weiß eben nicht, daß sich im Haushalt zu vieles nicht im voraus berechnen läßt. Der Uhrzeiger rast. Ach, wenn man ihn doch nur einmal für eine kurze Weile aufhalten könnte, denkt sie. Wie oft am Tage denkt sie so! Wo nur die Kinder bleiben mögen, fährt es ihr durch den Sinn. Der Vater wird ungehalten sein, wenn sie bei seiner Heimkehr nicht alle zu Hause sind. Ob sie einmal nachschauen soll? Dabei prüfen die Augen den Tisch, den Herd, und im Kopf ordnen sich tausend Dinge.

So ist es immer, wenn ihr Mann heimkehrt: Zuerst geht er ins Badezimmer und wäscht sich die Hände, dann muß der Abendtisch hergerichtet sein, um den alle schon versammelt sind. So ist er das gewohnt, daran darf nicht gerüttelt werden. Schließlich hat diese Ordnung ja auch etwas für sich, meint sie ihn entschuldigen zu müssen.

Die Flurtür geht auf. Ein schneller Blick läßt die Mutter aufatmen. Es sind die beiden Jüngsten, die scheu um sich blicken und die Kleiderablage mustern. Ein zufriedenes Nicken drückt ihre Erleichterung aus: der Vater ist noch nicht da. Alle wünschen, daß der durch Sorge und Hast abgearbeitete und leicht erregbare Vater sich nicht ärgern muß. Nur Horst verspätet sich heute.

*

Als der Vater dann nach wenigen Minuten da ist, steht das Abendbrot in gewohnter Weise auf dem Tisch. Geduldig hört Horst die bekannten Vorwürfe über sein Zu-spät-kommen und gelobt, sich künftig etwas mehr zusammen zu nehmen, dann nimmt er seinen bestimmten Platz ein. Hin und wieder plappert eins von den Kleinen, sonst herrscht während der Mahlzeit Schweigen. Danach heben sich die beiden Jüngsten auf die Zehenspitzen, geben dem Vater den üblichen Gute-Nacht-Kuß und wandern an Mutters Hand ins Schlafzimmer. Unterdessen berichtet Horst seinem Vater, wie es in der Schule ist, in der Hitler-Jugend, oder was sonst erwähnenswert erscheint. Die Mutter beeilt sich, so gut es mit den Kleinen eben geht. Mit dem Versprechen, daß sie nun auch ganz gewiß einschlafen wollen und sich auch nicht zanken werden, zieht sie den Kleinen die Betten zurecht und kehrt ins Wohnzimmer zurück, um den Tisch abzuräumen.

Der Vater hat sich mit der Abendzeitung in seinen Sessel zurückgezogen, Horst blättert in einem Schulbuch und blickt verstohlen zur Uhr, denn er weiß ja, daß der Vater ihm bald bedeuten wird, nun ebenfalls zu Bett zu gehen.

Mutter reinigt noch das Geschirr, bringt ihre Küche wieder in Ordnung und brüht dem Vater ein Glas Tee auf. So wünscht er das für den Feierabend, und sie tut es gern. Die Uhr zeigt schon auf neun, als sie endlich mit einer Handarbeit ins Zimmer zurückkehrt. Nun verabschiedet sich auch Horst.



Gott sei Dank, denkt sie, als sie sich am kleinen Tisch unter der Stehlampe niederläßt, nur ein wenig verschnaufen! Da fällt ihr ein, daß die Kleinste sich ein paar Maschen in den Strümpfen aufgerissen und daß Horst von einem abgesprungenen Hosenknopf gesprochen hat. Sie reißt sich zusammen. Das muß selbstverständlich heute abend noch repariert werden. Mit einem leisen Seufzer steht sie wieder auf, um sich die Kleider zu holen.

„Mach das doch morgen", meint ihr Mann beschwichtigend und ein wenig ärgerlich, denn schließlich will er sich noch ein wenig mit seiner Frau unterhalten. Sie lächelt nachsichtig. „Aber du weißt doch, mein Lieber, daß ich morgen früh keine Sekunde Zeit dafür finde. Dann habe ich wirklich alle Hände voll zu tun, damit die Trabanten zur Schule kommen. Es ist ja auch nur eine Kleinigkeit, die bald getan ist. Warte einen Augenblick nur, während ich die Sachen flicke, können wir sprechen."

Die Aergerfalte auf seiner Stirn ist tiefer geworden. „Daß ihr Frauen auch alles immer auf den Abend verschieben müßt", murmelte er unwillig. „Wenn du mit deinen Gedanken bei der Arbeit bist, ist es mir, als spräche ich vor tauben Ohren. Ich habe es lieber, wenn du dich nicht auch noch des Abends beschäftigst."

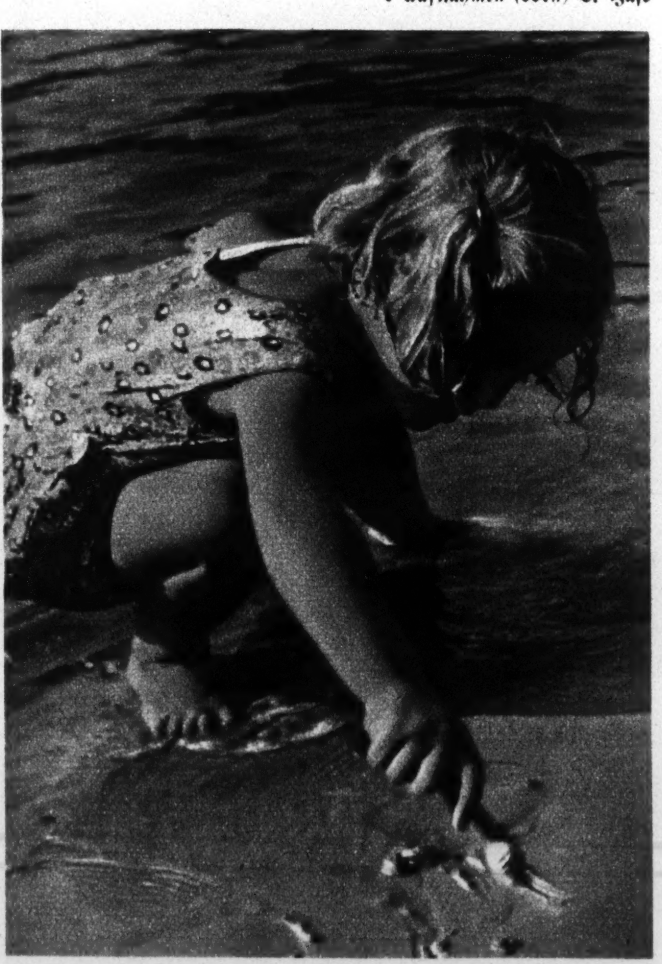
Das nachsichtige Lächeln der Frau wird noch nachsichtiger. Sie antwortet ihm darauf nichts, holt sich aber dennoch die Kleider der Kinder und behebt die Schäden, die zwar nicht groß sind, die aber Geschick und Zeit von ihr fordern. Was soll sie ihm auch erwidern. Er wird das nie verstehen, daß eine Frau ihre Arbeit nicht mutwillig auf den Abend verschiebt, daß sie am Tage einfach nicht die Zeit findet, um diese Kleinigkeiten zu erledigen. Er wird es auch nie verstehen, daß sich die Frau ebenso auf ein Plauderstündchen am Abend freut wie der Mann.

Irgendwie ahnt er, daß die Haushaltspflichten an die Nerven seiner Frau Forderungen stellen, denen sie kaum gewachsen ist. Darum lenkt er ein: „Nicht wahr, morgen ist Sonnabend, da wollen wir mit den Kindern mal wieder hinaus. Und zwar gleich nach dem Essen, damit wir auch etwas davon haben."

Ach ja, hinaus, raus aus diesen vier Wänden, denkt sie frohbewegt. Da fällt ihr etwas ein: „Wollten Deine Schwester mit den Kindern und ihr Mann nicht über den Sonntag zu uns kommen?" Er nickt. „Ja, aber doch erst am Sonntag zum Mittag. Sie werden dann nach dem Abendessen wieder gehen." Da lächelt sie hilflos. „Dann wird es mit unserem Ausflug wohl nichts werden", meint sie endlich, „wenigstens was mich angeht." Ihr Mann sieht sie überrascht an. „Begreifst du das nicht?" fragt sie, „da habe ich doch eine Menge Vorbereitungen zu treffen, Kuchen zu backen und, was weiß ich, noch alles." „Nun ja, das dauert doch nicht so lange und keine Ewigkeit. Kannst das ja morgen abend machen, wenn wir zurück sind."

Soll sie ihm darauf etwas erwidern? Sie kennt ihn nur zu genau. Er freut sich auf eine Wanderung, um seine im Geschäft steifgewordenen Glieder zu dehnen. Wenn sie dann abends wieder daheim sind, wird sie rechtschaffen müde sein. Und dann noch tausend Dinge tun? Wer wird morgen mittag die Küche

2 Aufnahmen (oben) E. Hase



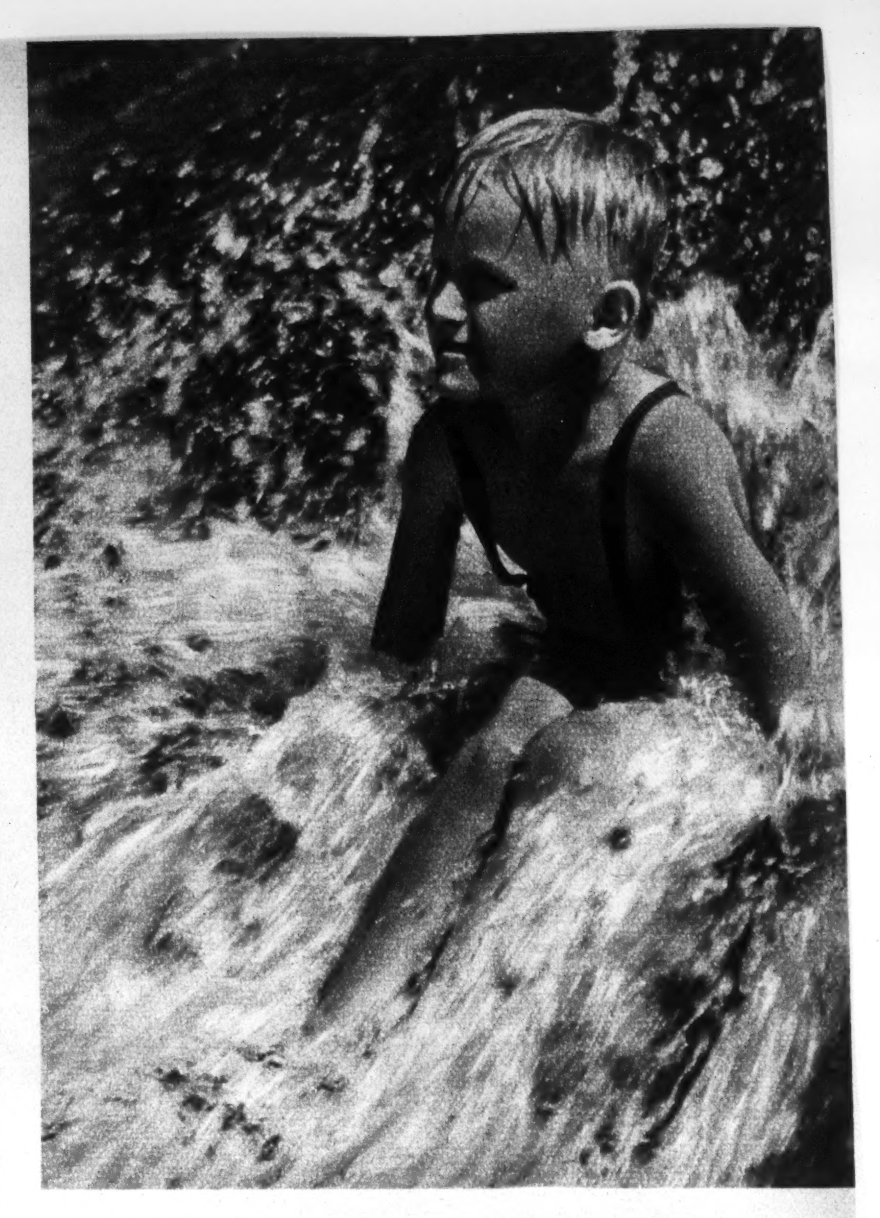
in Ordnung bringen? „Mach das doch später und sieh zu, daß wir nun endlich fortkommen", wird er sagen. Wer bügelt das Sonntagskleid für Marianne und sieht die Anzüge der beiden Jungen nach, die sie am Sonntag anziehen sollen? „Kannst du doch immer noch, wenn wir wieder zurück sind!" Und wenn sie dann so will, wie ihr Mann ihr empfiehlt: „Kannst du denn nicht wenigstens abends still bei mir sitzen, damit wir ein Wort miteinander sprechen können? Mußt du nun alles auf den Abend verschieben? Sonderbare Frauen seid ihr, die ihr nicht einteilen könnt, nicht zu organisieren versteht!" Und gibt es dann am Sonntag ein einfacheres Essen: „Was, das am Sonntag, dem Tag der Ruhe und der Pflege? Wo ich mich die ganze Woche auf diesen einzigen Tag gefreut habe! Ach nein, Frau, das ist aber gar nicht lieb von dir."

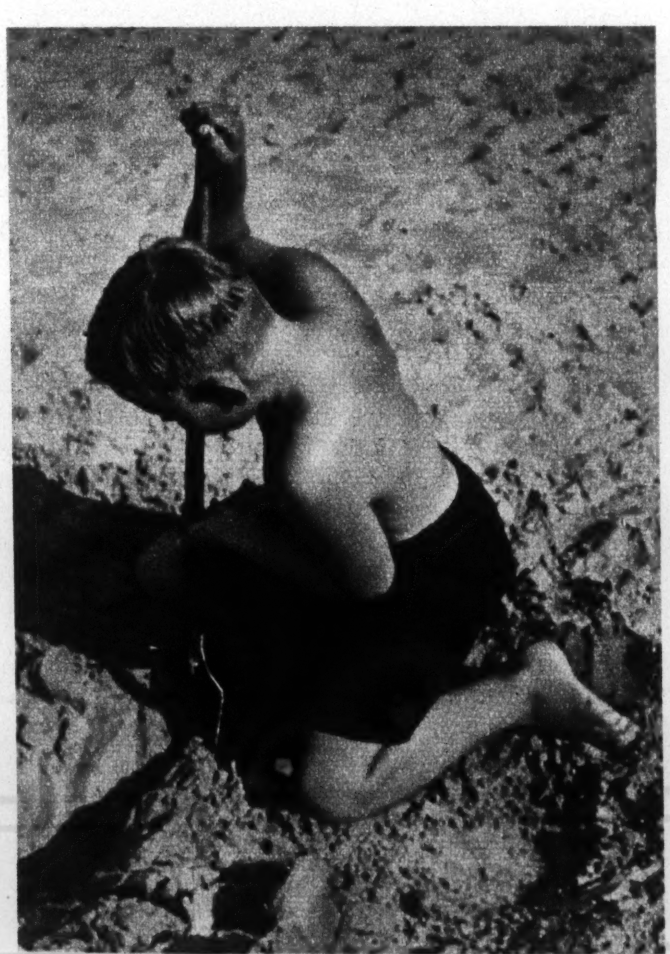
Und er denkt: Ob wir auseinanderwachsen? Wie haben wir uns früher alles so schön gedacht. Und nun sehe ich sie eigentlich nie anders als arbeiten! Ich meine es doch so gut und will sie von der endlosen Arbeit abbringen. Kann sie das nicht verstehen oder will sie es nicht?

*

Am Sonnabend richtet sie alles so ein, wie ihr Mann das vorgeschlagen hat. Sie sind hinausgewandert in die grüne, die schöne, die göttliche Welt. Mit erhitzten Gesichtern und freudeglänzenden Augen kehren sie abends heim, müde und hungrig. Auch die Mutter ist abgespannt von dem vielen Sehen und dem Freuen.

2 Aufnahmen (unten) A. Schersch





Am nächsten Tage zieht Marianne das duftige Sommerkleid an, dem man aber schon nach wenigen Stunden die Mühe und Sorgfalt der Mutterhand nicht mehr ansieht. Hans stolziert in seinem Waschanzug umher und denkt nicht daran, sich ein wenig vorzusehen. Weder der Vater noch Horst überlegen auch nur eine Sekunde, wie die Mutter alles gezaubert hat. Natürlich gibt es ein sonntägliches Essen, an dem sich der Besuch ebenso guttut, wie an dem Kuchen, der schon seit Mitternacht durchs Haus duftet. Alles klappt wie am Schnürchen. Nur daß Mutter für den Abendtisch zwei Flaschen Bier für die Männer vergessen hat, wird ihr von ihrem Mann stirnrunzelnd bedeutet. Sie sieht darüber hinweg.

*

Am Dienstag abend muß Horst seinem Vater bekennen, daß er die „Glocke" nicht gekonnt hat. Es sei auch wie verhext, meint er, daß er immer an der Stelle stecken bleibe:

„Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen!"

Da schüttelt der Vater mißbilligend den Kopf. „Das verstehe ich nicht", hört die Mutter ihn sagen, „gerade diese Stelle zeugt doch am stärksten von der Beobachtungsgabe des großen Schiller. Wirst es später noch einmal selbst erfahren, wie wahr diese Worte sind, mein Junge: „Meister muß sich immer plagen!"

Und wieder steht im Gesicht der Mutter das feine, spöttische Lächeln.



Aufnahme A. Schersch

Vom Singen mit den Kleinen

Von
Amalie Hecklau

Singen galt von jeher als das Zeichen eines sonnigen Gemütes und eines unbeschwerten Gewissens. Singen und Frohsein gehören zusammen wie Vogelsang und Maienlust. Es gibt Sprichwörter und Sinnsprüche genug, die darauf hinweisen, wie das Lied gleichsam Ausfluß jener natürlichen Heiterkeit ist, die aus dem Einklang von Leib und Seele kommt, wenn beide gesund sind. Ein kranker Mensch singt nicht, und ein böser Mensch kann nicht singen, — mit dem Munde vielleicht, doch nicht so, daß er selbst und wir andern froh dabei werden. Wo uns Liedersang entgegenschallt, da treten wir gerne ein, und wo frohe Menschen beisammen sind, da dauert es nicht lange, bis der Anfang zu einem Liederreigen gemacht ist, der kein Ende nehmen will.

Alte Leute hörte ich oft sagen, daß früher viel mehr gesungen worden wäre bei der Arbeit und besonders feierabends, in der Familie, in den Werkstätten und Fabriken. Ob nun die Menschen früher besser oder glücklicher waren, mag dahingestellt sein. Doch eins ist sicher, sie fanden trotz harter Arbeit, die oft vor Sonnenaufgang begann und bis Sonnenuntergang währte, immer noch Zeit zum Feierabendhalten, zur Andacht ,zum Plauderstündchen vor der Haustür, zum Singen und Beten.

Wo die Arbeit nicht als Fron oder als notwendiges Uebel empfunden wird, sondern als ureigenes Bedürfnis eines gesunden und starken Menschseins, wo sie „gesteigertes Lebensgefühl, Rhythmus und Fluß ins Dasein“ bringt, da paart sie sich wie von selbst mit einem frohen Liede. Oder paßt das nicht zusammen, wenn der Landmann in der Morgenfrühe hinter dem Pfluge sein Lied singt, der Knecht im Stall, das Mädchen in der Küche, die Mutter in der Stube mit ihren Kleinen? Davon wollte ich eigentlich etwas sagen.

Kinder werden des Singens nimmer müde. Stundenlang trottet der kleine Bursche über den Hof und singt die Lieder, die er von anderen gehört hat, nach Wortlaut und Weise so recht und schlecht, wie er sie behalten hat, ohne Bedenken Vergessenes nach Gutdünken ergänzend. Er besingt sein Spiel, seine kleinen Erlebnisse und trägt mir oft singend seine Wünsche vor, wenn er gerade im Schwung ist. Und das alles mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, die ich ihm für sein ganzes Leben wünsche. Solange ich ihn singen höre, weiß ich, daß alles in Ordnung ist und er nicht auf verbotenen Wegen geht. Und umgekehrt, hört er Vater oder Mutter singen, dann ahnt er sofort, daß es im Hause gut steht, und er kommt angelaufen, um zuzuhören und aus dieser guten Stimmung für sich einen kleinen Vorteil herauszuschlagen. „Weiter singen, Mutter“, bettelt er, wenn er glaubt, daß das Lied zu Ende sei, oder: „Mutter, sing' es doch noch einmal!“

Wie oft kommt so ein kleiner Tunichtgut angejammert, wenn er sich weh getan hat, und Mutter muß blasen und nimmt ihn auf den Arm und summt unter Wiegen ein Liedchen. Dann versiegt der Tränenstrom, und Mutter muß noch einmal singen und noch einmal, bis der Nimmersatt es müde ist. Das Lied vergißt er nicht, es spukt in seinem Kinder-

köpfchen herum, er singt Bruchstücke davon beim Spiel, und bei der nächsten Gelegenheit pocht er darauf, es wieder zu hören. So wird es Allheilmittel bei seinen kleinen Kümmernissen. Wie so ein kleines Lied oft Wunder wirkt! Besser als alle Ermahnungen zum Ruhigsein hilft es über den Schmerz des Augenblicks hinweg, wenn es auch ohne Beziehung zu dem Geschehenen ist; es tut eben seine Wirkung, sei es nun das Lied vom Storch auf der Wiese, vom Hänschen klein oder vom Pferdchen und dem Reitersmann.

Die Wiege gehört allgemein zu den überholten und ausgewiesenen Dingen des Kinderzimmers, und das Kinderwiegen ist heute in der Säuglings- und Kinderpflege verpönt. Es lag aber eine holde Innigkeit darin, und mancher deutsche Maler hat es festgehalten, und niemand kann sich dem Zauber solcher Bilder entziehen. Eine Mutter wiegt ihr Kindlein in den Schlaf! Welche Mutter singt heute ihrem Kind noch abends vor dem Schlafengehen ein Lied, daß es einschläft in dem süßen Gefühl des Geborgenseins? Warum soll sie's nicht tun, wenn sie auch kein Bettchen zu schaukeln braucht! Es ist ja nicht unbedingt nötig, jeden Abend wie nach Vorschrift ein Lied herunterzusingen. Aber oft wächst es wie von selbst aus der Abendstimmung, wenn sie ihre Kleinen auszieht: „Nun wird es wieder Nacht", oder: „Müde bin ich, geh zur Ruh", oder „Schlaf, Kindlein, schlaf". Wie köstlich ist diese kleine Feierstunde vor dem Schlafengehen, sie haftet in dem zarten Kindergemüt und bleibt lebendig bis in die Zeit, wo die Kinder erwachsen und selbst wieder Vater und Mutter sind.

Manche Mutter wird sagen: „Ja, dazu habe ich leider keine Zeit." Sie wartet so sehnlichst auf den Augenblick, wo die Kinder zu Bett gebracht sind. Dann erst kann sie in Ruhe erledigen, was noch zu tun ist und alle Arbeit vollenden, die während des Tages liegen blieb, und die unbedingt getan werden muß. Sie meint wenigstens, es müsse unbedingt getan werden; doch bei kurzem Besinnen muß sie sich eingestehen, daß es sehr oft Hausfraueneitelkeit ist, die sie zu dieser oder jener Arbeit treibt. Statt dessen möge sie sich und den Kindern ein Mußestündchen gönnen, wo nach Herzenslust gesungen und geplaudert wird. Leicht wird es nicht immer sein, die Arbeit, die unter den Fingern brennt, beiseite zu schieben. Da kommt sie müde und abgespannt aus der Waschküche, es ist Zeit zum Nachmittagskaffee, und noch steht das Geschirr vom Mittag. Aber die Kinder wollen ihr Recht. Dann heißt es Abendbrot vorbereiten, die Kleinen zu Bett bringen, die Waschküche fertig machen. Was sonst noch alles? Ihr schwindelt, wenn sie daran denkt. Jetzt kommt auch noch der Junge angestürmt: „Mutter, ich hab' ein richtiges Bienchen gesehen; komm, ich will es dir zeigen. Am Himbeerstrauch sind ganz viele Bienchen." Nun hebt ein Fragen und Plaudern an vom Honigsammeln, vom Stechen, vom Imker, vom Bienenhaus. Was der kleine Kerl nicht alles beobachtet hat, und wie köstlich sein Vorschlag ist, den er der Mutter mit wichtiger Miene macht, doch gleich den Bienen die leeren Gläser in den Garten neben die Blumen zu stellen, damit sie den Honig hineintragen und der Umweg über Bienenhaus und Imker erspart bleibt. Da hellt sich Mutters Gesicht allmählich auf. Und als sie sich wieder der Arbeit zuwendet, ist das Sechsjährige schon flink dabei, das Geschirr abzutrocknen, und das Bübchen spielt mit dem Jüngsten. „Ach, Mutter, sing' uns doch mal das Lied vom Bienchen vor!" bittet die Große. „Nein, lieber vom Hummelchen", fährt Heinz dazwischen, „das gefällt mir noch viel besser." Und wenn sie erst mit Singen anfangen, reiht sich ein Liedchen ans andere. Dabei geht das Abwaschen flink vonstatten. Ehe sie sich's versieht, sitzt Mutter beim Kartoffelschälen. Das Kleinchen lauert auf die fertigen Kartoffeln und wirft sie jauchzend in den Eimer, daß das Wasser hoch aufspritzt.

Ob Mutter schön singt oder richtig nach den strengen Regeln der Sangeskunst, das hören die Kinder nicht; darauf kommt es auch nicht an. Aber, daß sie singt und froh sein kann, das ist die Hauptsache. Wer da zufällig vorübergeht und durch das offene Fenster sieht, dem wird es eigen ums Herz, und er denkt an seine Mutter und seine Kinderjahre zurück und bewundert im Grunde seines Herzens die tapfere Frau, von deren Arbeit und Nöten er weiß, die aber trotz aller Härten ihres Frauendaseins den Mut und die Zeit zu solch einer herzerquickenden Singestunde findet.



Aufnahme A. Schersch

Beim Jungvolk im Zeltlager



Aufnahme Atlantik-Photo

Zeltlageraktion! Darauf hat man sich das ganze Jahr gefreut, schon seit im vorigen Sommer die Zelte abgebrochen werden mußten. Heimabende sind schön, Aufmärsche in strammer Zucht erfüllen mit stolzer Freude; aber das Zelten ist doch unübertrefflich. Drei Wochen lang mit der Kameradschaft ganz selbständig zu sein!

Wie oft hatte sonst der kleine Pimpf auch für die Erforderniße des Jungvolkdienstes die Hilfe der Mutter benötigt, ehe er so antreten konnte, daß der der Kameradschaftsführer an ihm vom Scheitel bis zur Sohle nichts mehr auszusetzen hatte. Nicht nur mußte sie Knöpfe annähen und Löcher in Hosen und Strümpfen beseitigen, sondern sie wußte auch meist viel besser, wo Schulterriemen und Koppel, Fahrtenmesser und Lederknoten vom letzten Dienst her lagen. „Mutter, halte bitte einmal fest! Zieh doch den Riemen mal durch die Schlaufe. Nun sitzt der Haken falsch herum!" So ging's fast bei jedem Anziehen. Und wenn es erst zur großen Uebung ging und der Ausmarsch mit einer Uebernachtung in der Jugendherberge oder in der Scheune verbunden war, dann war Mutter noch nötiger. Brotbeutel- und Feldflaschensorgen wurden ihr ganz überlassen. Manches Mal mußte er dann hören: „Na, du bist ein schöner Hitlerjunge, nicht einmal recht anziehen kann er sich." Je näher die Zeltlageraktion des Jungvolkes heranrückte, desto häufiger traf den Pimpf der Vorwurf der Unselbständigkeit. Schon drohten Vater und Muter: „Wir können dich ja gar nicht mitgehen lassen." Er aber sagte: „Ich werde es euch schon zeigen, daß ich in den Wochen selbständig sein kann."

Er mußte es zeigen! Darin liegt das Große des Kameradschaftslagers, daß einer den andern mitzieht. Das Lager hat seine Sitte und seine Regel. Nur wer sie erfüllt, kann darinnen leben. Die Eigenart des Tageslaufes treibt aber auch einen jeden, in dem nur ein Fünkchen von Kameradschaftsgeist lebt, zur Erfüllung der Pflichten aus dieser Lebensform. Für alle Kameraden bestehen sie ja in gleicher Weise. Es gibt kein Ausweichen. Man schlösse sich damit ja aus. Zur Haltung und Ehre des Lagers gehört es auch, daß man selbständig für Sauberkeit des Körpers und der Kleidung sorgt.

Es ist noch gar nicht so lange her, als unter Führung des jüdischen Stadtschulrates Kurt Löwenstein in den Zeltlagern der Kinderfreunde-

bewegung alle äußere und sittliche Autorität eingerissen wurde. In den Lagern der Hitlerjugend ist es gerade umgekehrt. Nirgendwo ist so strenge Zucht und Ordnung erforderlich als dort. Das geht beim Bauen der Zelte schon an. In Reih und Glied ausgerichtet werden sie erstellt, damit der Lagerplatz geschlossen wird wie die Wagenburg unserer germanischen Vorfahren. Für das Führerzelt wird die rechte Stelle, von der aus die Uebersicht am besten möglich ist, festgelegt. Seitab, jedoch nicht ohne Schutz erhält die Sanitätsstation ihren Ort. Auch eine Post wird eingerichtet. Für die täglich zusammentretende Führerschaft wird die Thingstätte bereitet. Das Thing darf nur zu ernstem Rat betreten werden und sein Bannkreis ist nach altem Brauche abgesteckt. Wehe, wer seine Grenzen verletzt oder die Stätte mit Klatsch entweiht!

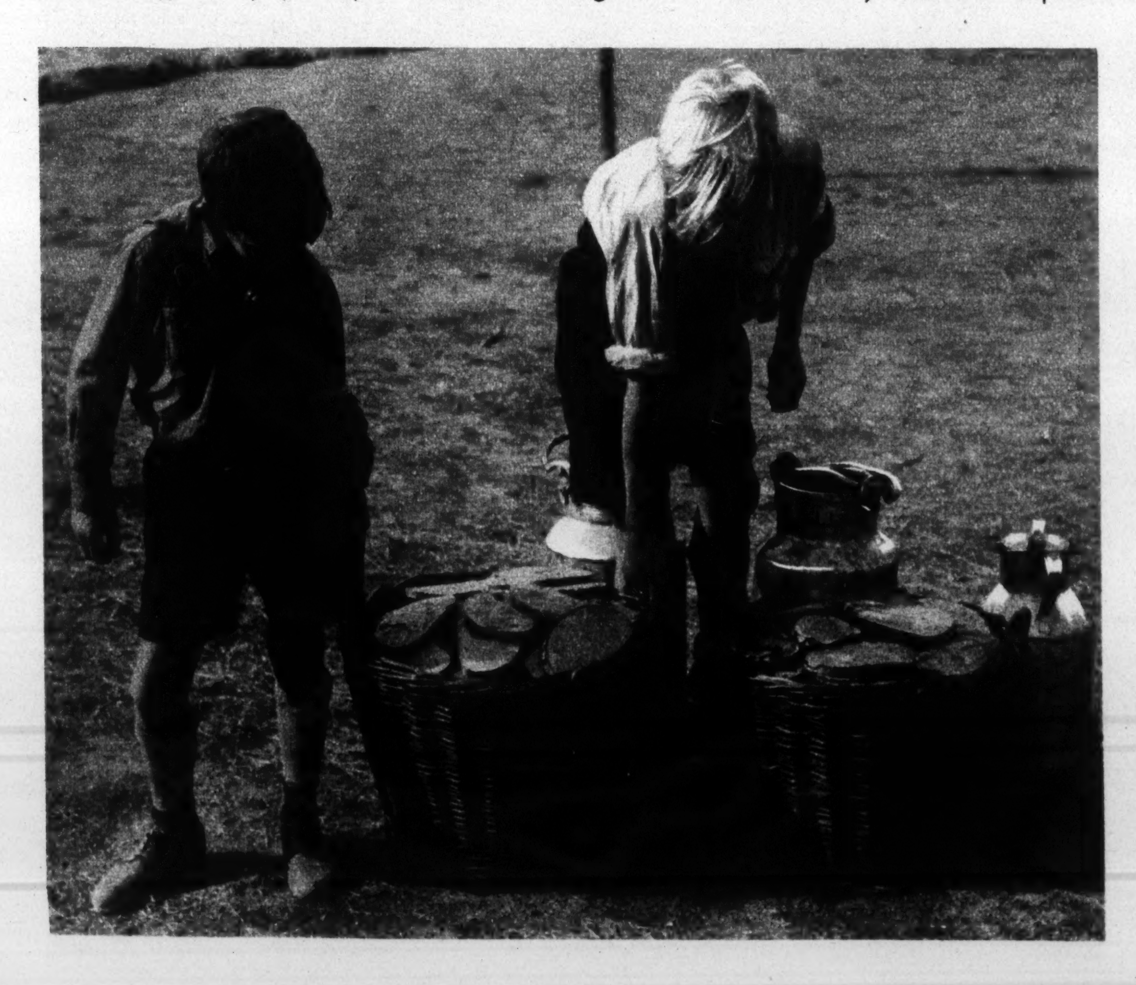
Dann der Tageslauf: Vom Frühsport und Flaggenhissen an, mit den Ausmärschen und Geländeübungen, dem Wach- und Küchendienst, dem Essenfassen, den Vorträgen und Singestunden, den Ball-, Rasen- und Unterhaltungsspielen bis zur Feierabendgestaltung, der Zeltruhe und dem Nachtwachtdienst, — alles hat seine feste, unumstößliche Ordnung, die alle eint, zusammenschmiedet und formt, die Kameradschaft bildet.

In diesen Lagern, die zwar in völliger Geschlossenheit und nach eigener Regel geführt werden, spielt sich nicht ein der Volksgemeinschaft abträgliches Leben ab, sondern hier gerade soll man Einordnung und Unterordnung, Sichfügen und Gehorchen lernen, wie es das Leben später an jedem Ort erfordert.



Die „Schreibstube"

Aufnahme Atlantik-Photo



Pimpf und Appetit gehören stets zusammen

Aufnahme Atlantik-Photo

Neulich führte mich eine Dienstfahrt durch den Taunus. Dort, wo der Weg in eine Talschlucht einführte, stand ein Schild errichtet mit der Aufschrift: „Die Besichtigung des Zeltlagers ist gestattet und erwünscht." Als Vater, der mehrere Mädel und Buben hat, die auch bald an einer Zeltlageraktion beteiligt sein werden, nahm ich die Gelegenheit wahr, einen Einblick in das Leben und Treiben eines Jungvolklagers zu tun. Ich bin ein Mann, der die Jugend liebt und an sie glaubt. Als ich aber zum Abschied dem gereiften Lagerführer, der mich rund geführt hatte, die Hand gab, konnte ich nur sagen: „Schade, daß ich das nicht noch mitmachen kann!" Die Augen der Jungen hatten mir alle in Freuden zugestrahlt. Sie erzählten von dem Glück, daß sie in des Lagers Straffheit und Zucht, Einfachheit und Kameradschaft erlebten. Allen Eltern wünschte ich, daß sie solchen Lagerbesuch machen könnten. Dann würden manche Bedenken, die sie hegen, schwinden, und manche Sorgen würden sie aufgeben und ihre Jungen und Mädel gerne dem Lager mit seiner stets ausgesuchten Führung anvertrauen.

Christian Wiesesiek



Die „Gulasch-Kanone"

Aufnahme Atlantik-Photo

Beratung mit dem Führer

Aufnahme Atlantik-Photo



Der Kamerad

Wenn einer von uns müde wird,
Der andre für ihn wacht.
Wenn einer von uns zweifeln will,
Der andre gläubig lacht.

Wenn einer von uns fallen sollt,
Der andre steht für zwei.
Denn jedem Kämpfer gab ein Gott
Den Kameraden bei.

Herybert Menzel

Dr. Eduard Gudenrath:

Vom rechten Sinn des Reisens

Nun sind sie da, die Ferien, die Tage des Urlaubs. Jetzt können all die längst gehegten Wünsche und die bereits fix und fertig gesponnenen Pläne in Erfüllung gehen. Jetzt verreisen wir! Eine einzige Frage noch: wohin? Die einen wissen es, die anderen wissen es nicht. Am besten sind die daran, will man meinen, die sich etwas in den Kopf gesetzt haben, die — Wochen schon vor ihrem Urlaub — auf ein ganz bestimmtes Ziel losgehen. Sie tragen Reisebücher und Prospekte zusammen, erwerben sich Kenntnisse von Land und Leuten, Geschichte und Brauchtum und stellen damit eine immer stärkere innere Verbindung mit dem erwähnten Reiseziel her. Bei der Beschäftigung mit diesen Dingen in stillen Feierabendstunden stellt sich dann schon ein Vorgeschmack der Reise ein. Dann gibt es eine andere Art von Reiselustigen, solche, die nie ganz mit dem „Wohin?" fertig werden. Ja, eigentlich wollen sie auch nirgendwohin. Sie reisen um des Reisens willen. Das Ziel, das sie verfolgen, ist mehr ein inneres Ziel als ein äußeres. Das sind die schweifenden Naturen, deren Vorgeschmack von einer Reise die Unruhe ist.

Man kann auf sehr verschiedene Art reisen und es ist schwer zu sagen, wem man den Vorzug geben soll: denen, die auf ein bestimmtes Ziel losgehen oder denen, die das Umherschweifen lieben. Beides hat seinen guten Sinn. Es kommt auf die Persönlichkeit an. Aber wie die Persönlichkeit auf die Art des Reisens Einfluß übt, so hat wiederum das Reisen selbst die stärkste Bedeutung für die Bildung der Persönlichkeit. Die großen erzieherischen Werte des Reisens, des rechten Reisens, wurden von unserem neuen Staate erkannt, und das war auch mitbestimmend für den Aufbau eines so einzigartigen und großzügigen Reisewerkes, wie es von der Organisation „Kraft durch Freude" ins Leben gerufen worden ist. Alle dürfen und sollen jetzt ihr Vaterland kennenlernen, und selbst der Traum, einmal ein Stück von der weiten Welt zu sehen, kann in Erfüllung gehen. Wer es machen kann, soll auch auf eigene Faust Reisepläne schmieden. Ob man nun so oder so reist, ob man mit großer oder mit kleiner Mühe dazu gelangt, man muß auf jeden Fall sehen, daß die Reise sich lohnt, daß ihr Wert sich verdoppelt, und das tut er, wenn man nicht nur sorgfältige äußere Vorbereitungen trifft, sondern sich auch innerlich ein bißchen vorbereitet, wenn man von vornherein eine richtige Einstellung gewonnen hat.

Es gab und gibt Leute, die sehr viel reisen, die so viel auf Reisen gehen, daß das Reisen schon jeden Sinn verliert. Wer möchte sie beneiden! Man kann sich da zuweilen des Eindruckes nicht erwehren, als ob dieses ewige Reisen nichts anderes als der verzweifelte Versuch ist, vor sich selbst davonzulaufen. Das ist aber der Zweck des Reisens ganz gewiß nicht. Im Gegenteil. Der Sinn des Reisens ist, sich selbst zu finden. Das sollte als oberster Grundsatz über jeder unserer Reisen stehen. Denn dann allein, wenn dieser Sinn sich erfüllt hat, werden wir wirklich beglückt und zufrieden zurückkehren. Dann haben wir etwas mit heimgenommen, was wir immer behalten können. Und die Wehmut der Erinnerung an entschwundene, reich mit Erlebnis angefüllte Tage wird einem frohen Stolz weichen.

Es ist schon eine merkwürdige Sache mit dem Reisen. Man reist doch für gewöhnlich in eine „schöne Gegend", wo es einem gefallen mag und vielleicht besser sogar als zu Hause. Man macht sich gute Tage und genießt das Leben. Sollte man da nicht denken, daß ein solches Verreist-Sein doch nur dazu führen könne, daß es einem dann zu Hause nicht mehr gefallen wird? Und doch, selbst wenn man sich von seinem Ferienort noch so schwer trennen mag, daheim ist man dann doch wieder gern. Warum nur? Etwa, weil man das Altgewohnte liebt? Nein. Weil es vielleicht die Stadt ist, in der man geboren wurde und in der man aufwuchs, und weil das Leben in der Heimat süßer ist als überall? Das ist noch nicht der ganze Grund. Wir kehren von der Reise zurück und sind es zufrieden, wieder zurück zu sein, weil hier der Platz ist, wo wir unsere Kraft einsetzen können, weil wir hier allein schaffend am Leben teilnehmen, was mehr ist, als dem Leben genießend gegenüberstehen. Das Kraftgefühl, das uns aus dem Erlebnis der Reise zugewachsen ist, es will sich bewähren, und das kann es eben nur dort, wo wir in Wirklichkeit mit dem wirklichen Leben verbunden sind, nämlich an unserer Wirkungs- und Arbeitsstätte.

Wir haben unsere Betrachtung gewissermaßen mit dem Ende begonnen, indem wir zuerst vom Ende der Reise sprechen. Dieses Reiseende eben ist ein kritischer Punkt. Er entscheidet zuletzt noch über das Glück der ganzen Reise, die zu beginnen weniger schwer ist als sie zu einem guten Ende zu bringen. Wenn wir jemand, der sich auf die Reise begibt, verabschieden, so rufen wir ihm „Viel Glück" zu; wir sollten da immer in Gedanken noch hinzufügen: „Viel Glück zur Heimkehr".

Und nun das Reisen selbst. Da ist ein kleiner Unterschied zu machen, der Unterschied zwischen Reisen und Verreistsein. Wenn man morgens in die Frühstückshalle kommt, unter einer Schar frühstückender Menschen Platz nimmt und den Kaffee nebst Brötchen, Butter und Marmelade, vielleicht auch ein Scheibchen Wurst, bitte, zu sich nimmt, in einem solchen Augenblick stellt sich zumeist mit aufdringlicher Deutlichkeit die Empfindung ein: ich bin verreist. Wenn Mutter mit von der Partie ist, die muß es dann eigentlich am deutlichsten merken. Dieses „Verreistsein" gehört zur wohlverdienten Erholung. Wem es die Umstände erlauben, der sollte sich nicht allein mit dem Verreistsein begnügen, sondern auch wirklich reisen. Und sei es nur, daß man von den Möglichkeiten der Fahrtunterbrechung Gebrauch macht, die auch eine Rückfahrkarte bietet. Ein bißchen Entschlußkraft und

Unternehmungswille gehören dazu. Für die Bequemen ist das freilich nichts. Da ist man nun dauernd in Bewegung. Steht jedesmal vor neuen Situationen. Muß auf dies und jenes, muß auf alles passen. Für den Körper ist das vielleicht eine kleine Strapaze, für den Geist ist nichts erfrischender als dies. Immer ist man daran, sein Glück zu versuchen. Ob man nun alte Gassen durchstöbert, ob man prüfend vor dem Gasthof steht und es seinem Aushängeschild und seinen Fensterscheiben absehen will, wieweit man hier wohl den wohlschmeckendsten Braten und das wohlfeilste Nachtquartier finden mag, ob man lang bleibt oder kurz, all das fordert unsere Entschlußkraft heraus. Das ist aber mindestens genau so viel wert wie die schönen Eindrücke, wären uns oft nicht halb gewinnen, ja diese Eindrücke wären uns oft nicht halb so viel wert, wenn sie nicht mit all unserem Einsatz erworben wären.

Das rechte Reisen ist ein Wandern. Das herrlichste Wandern freilich ist die Fußreise. Aber warum soll man nicht auch mit der Eisenbahn wandern können oder mit dem Flugzeug. So geht's von Ort zu Ort, heißt es im Lied. Unterwegs muß man sein. Vorwärts muß man sich bewegen, dann kommt die Welt von selbst auf einen zu. Es gibt hundert und hunderterlei Begegnungen. Bemerkenswerte und viele ungezählte. Oft sind die ungezählten die, die nachträglich den dauerndsten Eindruck zurücklassen. Die uns von Menschen und Menschenart eines Landes am meisten vermitteln.

Das Reisen verbindet die Menschen miteinander. Erst durch Reisen erfährt man eigentlich, wie groß ein Volk, wie groß unser Volk ist. Seine Sprache klingt im Norden, an der Meeresküste, anders als in den Gebirgstälern des deutschen Südens. Das wissen wir zwar, aber man muß es auch erleben. Wenn man dem Fischer an der schleswigschen Ostseeküste gegenübersteht oder dem Gebirgler aus dem Chiemgau, dann wundert man sich nicht so sehr darüber, daß seine Sprache so ganz anders ist, man erlebt vielmehr das Wunder, daß das immer noch die deutsche Sprache ist. Wir erfahren, wie lebendig, wie mannigfach lebendig ein großes Volk sein mag, ja, wie dieser Begriff Volk schon etwas Ueberwirkliches ist, der den an seine heimatliche Landschaft Gebundenen zu einer höheren Einheit zusammenschließt. Und wie dieses Volk von einem Willen nur beseelt ist, das allein zu erleben, könnte der schönste Sinn einer Reise sein

Schwimmende Heimat

Wo gehen wir morgen zur Schule?

Von A. Holzapfel

Breit und dunkel liegen die plumpen Frachtenkähne im Hafen, stolze, manchmal übertrieben wichtige Namen prunken an ihren Kielen. Weiträumige Speicher spiegeln sich mit ihren unzähligen Fensteraugen in dem grauen Wasser, das der Wind leicht kräuselt und dann wieder stoßweise aufquirlt. Motoren surren und summen, Schiffskrane, die trotz ihrer Unförmigkeit doch so behende sein können, rasseln und schnarren. Irgendwo heult eine Sirene, als ob ein Tier gereizt wird. Ballen um Ballen, Kiste um Kiste verschwinden im Bauch der Frachtenkähne, die gierig und wie ein Nimmersatt alles in sich aufnehmen, was ihnen geboten wird.

Ein paar Mädchen sitzen auf niedrigen Wasserfäßchen, wie sie die Schiffer auf ihren Fahrten mitnehmen, und benutzen die Ueberdachung der Treppen als Schreibpult. Sie haben faustgroße Steine auf ihre Bücher und Hefte gelegt, damit der Wind sich an ihnen nicht vergreifen kann.

„Sieh doch", ruft ein barfüßiger Knirps, der sich allzukühn für sein gerade schulpflichtiges Alter auf einem schwankenden Brett wiegt, das



Der Schulpaß

Aufnahme Reinke (Atlantik Photo)

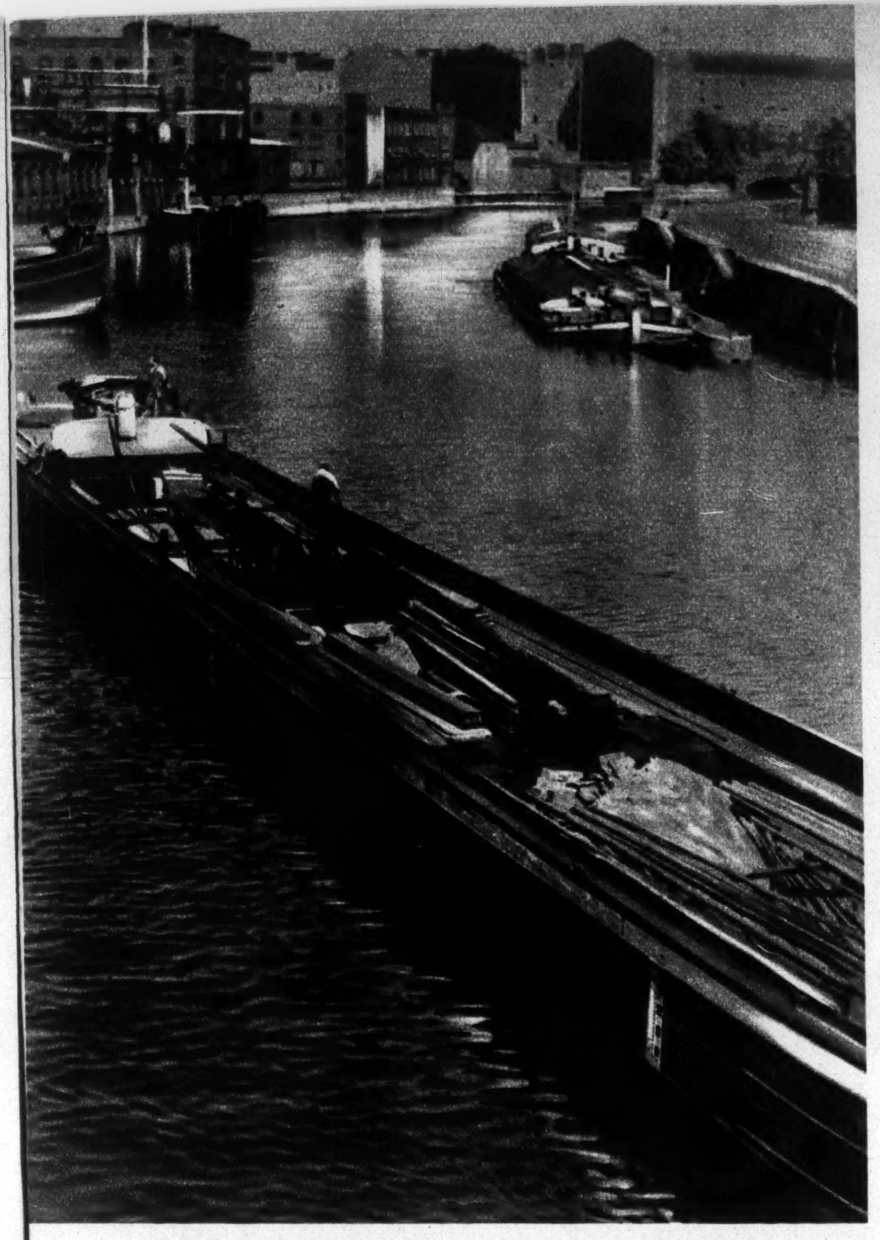
von der Schiffsrampe zur Kaimauer hinübergelegt ist. „Du wirst gleich hineinplumpsen", mahnt die Angerufene mehr scherzend als besorgt, „mach lieber deine Schularbeit!" „Ich hab nichts auf", erwidert der Kleine lustig und versucht, sie für sein verwegenes Spiel zu gewinnen. Aber die Schwester läßt sich nicht verlocken. Erst die Pflicht, dann das Spiel, so ist sie das gewöhnt.

Und so sind die Schifferkinder. Verwachsen mit dem Element, auf dem sie geboren sind, aufwachsen, und auf dem sie bleiben, wenn das Schicksal es so will. Eine andere Welt ist um sie. Sie

wohnen in einem schwimmenden Haus, ihre Straße ist das Wasser, das sie mit all seinen Freuden und seinen Tücken von klein auf kennen und lieben, geradeso, wie die Oberländer ihre Berge und Täler. Ja, so sehr lieben sie das Wasser, daß sie niemals mit den „Landratten" tauschen möchten, die in Häusern aus Stein wohnen, und die immer und immer den gleichen Weg in die Schule und zum Spielplatz haben.

Gewiß, auch sie hatten gezwungenerweise ein ähnliches Leben führen müssen, damals, als die meisten Kähne untätig im Hafen feierten, als sich Vater und die erwachsenen Brüder auf dem Lande Arbeit suchen mußten. Jetzt aber gibt es auch wieder Arbeit für sie, zu laden und zu löschen. Nun sind die Wasserwege in Deutschland wieder belebt, die Kähne gleiten wieder bergwärts und talab und tauschen die Güter der Länder und Gaue aus. So sind sie wieder tage- und wochenlang auf Fahrt, heute in dieser, morgen in jener Stadt. Und so besuchen die Schifferkinder wieder heute diese und morgen jene Schule.

Denn selbstverständlich müssen auch die Kinder eine Schule besuchen, deren Heimat die vielen Flüsse, Ströme, Seen und Kanäle sind. Darum hat die Regierung



Schwimmende Heimat

Aufnahme A. Schersch



„Kinderzimmer" auf dem schwimmenden Elternhaus

Aufnahme Reinke (Atlantik-Photo)

Ein „schwieriger Fall" in der Schulklasse der Schifferkinder



Aufnahme Reinke (Atlantik-Photo)

vorsorglich einigen Schulen in den Städten, die als Umschlagplätze bekannt sind, und wo die Kähne meist längere Zeit liegen, besondere Klassen angegliedert, in denen die Kinder der Frachtenschiffer zur Zeit ihres Standaufenthaltes Unterricht bekommen. Manchmal nur für wenige Tage, manchmal sogar für Wochen in einer und derselben Schule, je nachdem, wann die Reise weitergeht.

In einem „Schulpaß" werden die Leistungen der Kinder genau vermerkt, damit der Lehrer der nächsten Schule sofort weiß, wieweit der Schüler vorgeschritten ist. Ein einheitlicher Lehrplan und einheitliche Schulbücher sorgen dafür, daß die Schifferkinder nicht hinter den „Landratten" zurückbleiben.

So unterschiedlich, wie sich das Leben der Schifferkinder von dem der Stadtkinder abwickelt, so ist auch eine „Schifferkinderklasse" etwas ganz anderes als eine gewöhnliche Schulklasse in den Städten. Da an dem Hafenort immer nur wenig Kinder der gleichen Altersstufe zusammenkommen, sind, ähnlich wie das in den kleinen Dorfschulen, alle Klassen in einer vereinigt. Die ganz Kleinen sitzen mit den Aelteren zusammen und der Lehrer oder die Lehrerin haben mehr Geduld und Liebe aufzubringen wie kaum an einer anderen Schule. Denn auch unter den Schifferkindern gibt es begabte und schwache, fleißige und Faulenzer.

Gewiß, die Stadtkinder, die tagtäglich in die gleiche Schule gehen, ohne Störungen und äußere Hemmnisse, mögen den Schifferkindern in formaler Schulbildung hier und da im voraus sein, dafür aber bekommt das Schifferkind durch das fortgesetzte Reisen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt und Land zu Land einen viel umfassenderen Blick für das tägliche Leben und seine Geschehnisse. Für sie spielt sich das Leben nicht in den engen Räumen der Stadtmauern ab, sondern die Weiten des großen Vaterlandes drängen sich zusammen auf seine „schwimmende Heimat". Und hier schafft das Leben den Ausgleich, daß man später nicht fragen kann: wer ist der Klügere und wer der Tüchtigere?

Sinnsprüche

Wenn wir Kinder vollkommen wissen wollen, haben wir vergessen, daß sie unsere Kinder sind.

★

Kein Kind kann an verschiedene Religionen glauben, aber an einen Gott glaubt es.

★

Wie können wir Kinder zu Herren erziehen wollen, wenn wir selber noch Sklaven sind.

★

Je mehr wir uns um der Kinder willen Zwang auferlegen, desto mehr Freiheit gewinnen wir.

★

Die Jugend wird uns mehr Glück schaffen mit ihrem Unbekümmertsein als wir Erwachsene durch alle Bedächtigkeit.

★

Wenn wir in unsere Kinder hineinhorchen, hören wir unsere eigenen unerfüllt gebliebenen Wünsche. A. H.

★

Horst Thieme:

Ferien zu Hause

Eigentlich beginnen die großen Sommerferien schon acht Tage vor dem Schulschluß. Denn — Hand auf's Herz — wer ist in der letzten Schulwoche noch ganz bei der Sache? Man bemüht sich wohl, so gut oder so schlecht es eben gehen will, seine Sinne der ernsten Arbeit zuzuwenden, aber was dabei herauskommt, ist meistens und erklärlicherweise eine Tätigkeit, in der bereits ein Niederschlag kommender Ferientage zu finden ist. Das ist ja auch ganz natürlich. Denn Vorfreude ist bekanntlich oft die beste. In den Pausen drehen sich die Gespräche selbstverständlich um das, was man in den nächsten Wochen tun wird, was man von den Ferien erwartet. Das ist bei den Schülern so wie bei den Lehrern.

„Nun, Herr Kollege, wohin geht's dieses Jahr?" Und der Angesprochene erwidert, während seine Augen in der Vorfreude aufleuchten:

„Dies Jahr — an die Ostsee!"

„Da können Sie lachen. Bei mir reicht's nur bis in den Thüringer Wald."

„Ist es dort denn nicht schön? Man muß nur die Augen aufmachen, um sein Herz zu füllen."

Wenn die Vorfreude schon die Lehrer so in ihren Bann zieht, da ist es natürlich kein Wunder, wenn die Kinder von dieser Vorfreude angesteckt sind. Einer verreist hierhin, der andere dorthin, jener fährt zu seiner Tante in den Schwarzwald, dieser ist zu seinem Onkel nach Bayern eingeladen. Und dazwischen stehen die, die nicht verreisen können, und die ein wenig neidisch den Ferienträumen der Kameraden lauschen. Vielleicht ist einer unter ihnen, der wirklich eine große Enttäuschung in sich fühlt. Das ist Werner Althaus. Der hatte sich schon das ganze Jahr hindurch auf die diesjährigen Ferien gefreut, in denen er mit den Eltern eine kleine Reise unternehmen sollte. Werners Vater war nämlich nur ein kleiner Beamter, der bisher niemals die Mittel erübrigt hatte, um seiner Familie eine Ferienreise zu ermöglichen. — In diesem Jahre aber sollte es soweit sein, denn Herr Althaus hatte dafür gespart.

„Nächstes Jahr wollen wir uns doch mal eine kleine Reise gönnen, meint ihr nicht?" hatte Herr Althaus im vergangenen Jahre verkündet. —

Auf diese Reise hatte sich Werner gefreut. Und nun? Vor einigen Wochen war die Mutter krank geworden, sehr krank sogar. Eine schwere Krankheit aber kostet viel Geld — und da waren die kleinen Ersparnisse aufgebraucht worden. Schweigend hatte Werner zugehört, als der Vater gestand, daß nun aus der Sommerreise nichts werden könne. Gewiß, Werner konnte das verstehen. Die Hauptsache war ja schließlich, daß die Mutter wieder gesund war. Dennoch, wenn die Kameraden lachend und munter von den kommenden Wochen freier Ungebundenheit sprachen, ließ sich ein Gefühl der Enttäuschung bei Werner nicht ganz unterdrücken.

Nun war der letzte Schultag auch vergangen. Einige Wochen der Erholung und Freude hatten begonnen. Wenn das mit der Mutter nicht so gekommen wäre, hätte nun ein Ferienzug auch Werner und die Eltern in die Fremde geführt. Werner war nun doch ganz traurig. Die Mutter strich ihm mit zärtlicher Hand über das Gesicht.

„Nun bist du um deine Ferienfreude gekommen, mein Junge, weil deine Mutter das ganze Geld für ihre dumme Krankheit verbraucht hat."

Werner sah die Mutter aufmerksam an. Bleich und eingefallen sah sie noch aus. Vielleicht, vielleicht hätte sie sterben können. Da legte er die Arme um ihren Hals.

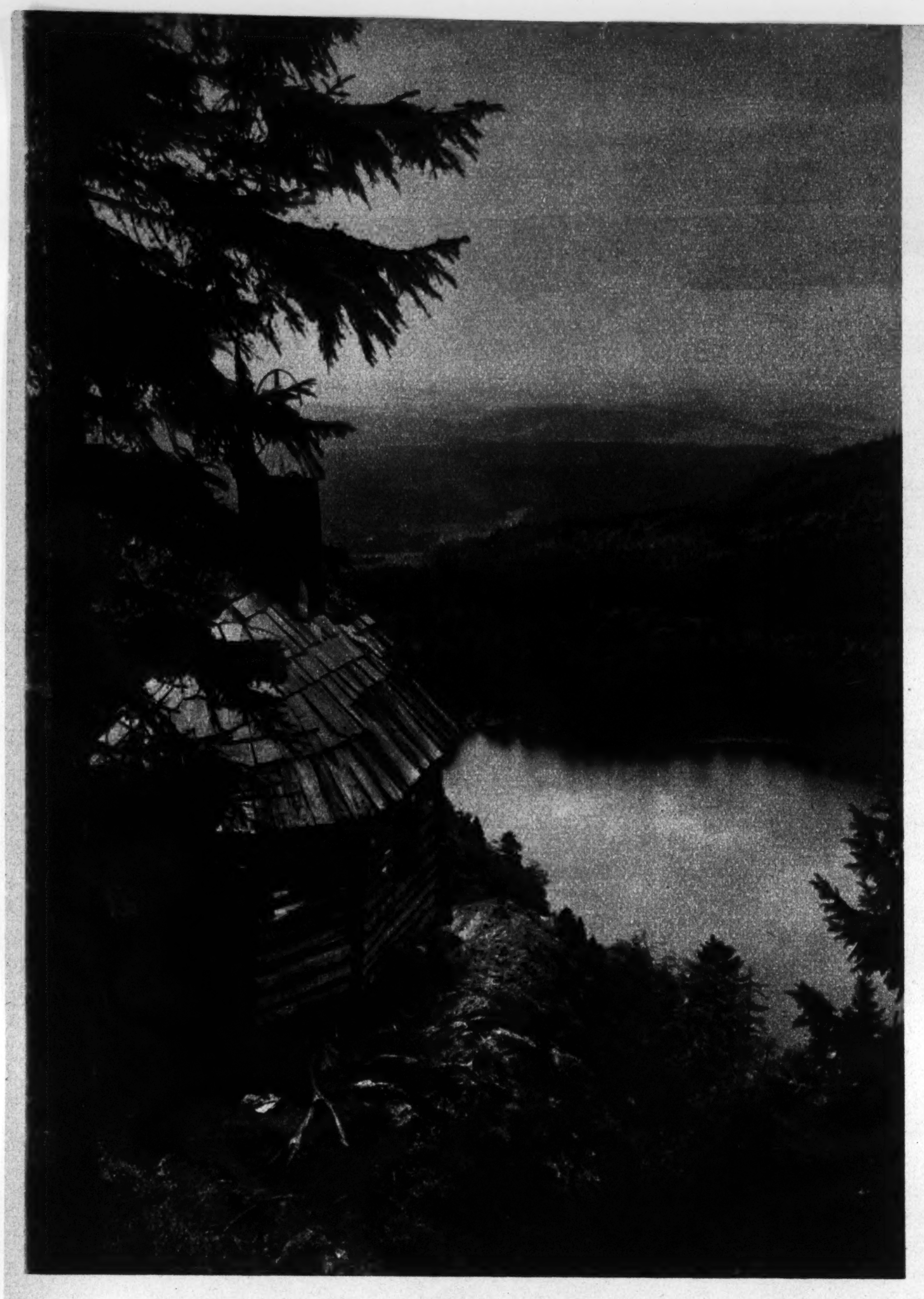
„Laß doch, Mutter, das schadet ja nichts, wenn du nur wieder ganz gesund wirst."

Und das kam aus tiefstem Herzen heraus — und mit einem Male war alle Enttäuschung von Werner gewichen.



Die Wolframlinde bei Kötzting (Bayr. Wald)

Aufnahme A. Pech-Zwiesel (Techno-Photo)



Rachelsee mit Rachelseekapelle (Bayr. Wald) — Aufnahme Moosbauer-Photo

Herr Althaus hatte seinen Jungen beobachtet. Er überlegte, wie er Werner die Ferien dennoch zu einem Erlebnis gestalten konnte. Er war ein vernünftiger Mann, Werners Vater, der wußte, daß man überall Freude finden und schaffen kann. Zu oft hatte er bei seinen Amtskollegen erlebt, daß manche große und teure Urlaubsreisen unternommen hatten, in denen sie in möglichst kurzer Zeit möglichst viel sehen wollten. Wenn sie dann nach Hause kamen, stellte sich heraus, daß sie im Grunde genommen weniger von ihrer großen Reise gehabt als andere, die zu Hause die Zeit richtig angewandt hatten.

So kam es, daß Herr Althaus und Werner am zweiten Ferientage ihre Rucksäcke packten, um größere Ausflüge in die Umgebung ihrer Heimatstadt zu machen. Weil nun der Vater einen guten Blick hatte für alles, was des Ansehens wert war, wurde auch Werner mitgerissen. Noch nie hatte er seine Heimat so kennen und schauen gelernt wie in diesen Tagen. Da gab es uralte Bäume, die ihre Geschichte hatten, irgendeine Sage oder Legende wob sich um ein verwittertes Steinmal, hier war vor langen Zeiten einmal dieses geschehen, dort jenes. Was für Werner bisher nur alltägliche und scheinbar wohlbekannte Landschaft gewesen war, erhielt plötzlich ein anderes Gesicht, begann Leben zu bekommen.

„Schau!" sagte der Vater, als sie draußen, weit vor den Toren der Stadt auf dem Hügel standen und die Heimat sich vor ihren Blicken ausbreitete. „Schau, dort hinten, gerade noch zu erkennen, liegt die Ruine eines Klosters. Von diesem Kloster aus . . ."

Und nun begann der Vater zu erzählen. Weil es meistens so ist, daß eine verfallene Ruine unter ihren Trümmern ein Stück der Geschichte des Landes birgt, war bald nicht mehr das alte Kloster die Hauptsache. Es war nur der Ausgangspunkt gewesen. Werner lauschte, seine Augen wanderten bald hierhin, bald dorthin. Wie oft hatte er schon von diesem Hügel aus über die Felder und Wälder hinweggesehen, nie hatte er mehr erblickt als eben nur die bekannte Landschaft. Aber heute wurde alles lebendig. So schöne Ferientage hatte er noch nie erlebt. Vielleicht wären die Ferien auf einer Reise nicht so wundervoll und erlebnisreich geworden.

„Man muß nicht immer gleich in die Ferne ziehen, um Erholung und Freude zu suchen", sagte der Vater. „Auch die engere Heimat kann einem immer wieder etwas Neues und Schönes geben. Wie viele von denen, die jedes Jahr eine große Reise machen und in fremde Fernen ziehen, um etwas Neues zu sehen, kennen nicht einmal die eigene Heimat richtig. Sie sind zufrieden, wenn sie recht viele Reiseandenken gesammelt haben; wirkliche und wertvolle Eindrücke aber bringen nicht alle mit nach Hause zurück. Man sollte eigentlich erst dann in die Ferne, wenn man die Nähe genau kennt. Denn sonst kann man nicht in die Tiefe der Dinge hinabsteigen, sondern bleibt nur auf der Oberfläche. Denn wie kann man die große, bunte Welt begreifen wollen, wenn man die kleine eigene Heimat noch nicht verstanden hat?"

Vielleicht hatte Werner noch nicht alles verstehen können, was der Vater dort oben auf dem Hügel gesagt hatte. Aber er dachte doch darüber nach und begriff, daß die Heimat das Wichtigste war, daß man sie zuerst kennen und lieben lernen soll, ehe man in die größere Weite hinausgeht.

Nun konnten die Schulkameraden, die mit ihren Eltern oder Anverwandten große Ferienreisen an die See oder ins Gebirge gemacht hatten, ruhig kommen und von den tausend Schönheiten Deutschlands erzählen. Werner stand nicht mehr hintenan, wie er das zu Beginn gedacht hatte. Er hatte seine Ferienfreude und seine Erlebnisse daheim gehabt. Ihm war die engere Heimat zum ersten Mal groß geworden.

Franz Baumeister:

„Sag' nur, ich sei nicht da!"

Die Mutter hat dem kleinen Franz diesen Auftrag gegeben, um den unbequemen Hausierer loszuwerden. Und der Kleine macht seine Sache schon recht gut! Ohne eine Miene zu verziehen, bringt er es vor dem Mann überzeugend heraus: „Die Mutter ist nicht da!" Dann schlägt er die Haustüre zu.

Ja, man kann den Buben schon zu etwas brauchen! Er stellt sich nicht mehr so ungeschickt an, wie die ersten Male. Da hatte er die Mutter oft in Verlegenheit gebracht, zum Beispiel damals, als er in seiner kindlichen Unbefangenheit einen unangenehmen Besuch mit den Worten abwies: „Die Mutter hat gesagt, sie ist nicht da!"

Jetzt kommt so etwas nicht mehr vor. Wenn Mutter gerade kein Geld hat und benötigt etwas vom Bäcker oder Fleischer, dann braucht sie bloß zu sagen: „Ich habe jetzt kein Geld. Sag' nur, ich müßte erst wechseln lassen!" Dann kann sie sicher sein, daß der Junge sich nicht verplappert.

Wenn sich die ganze Familie verschlafen hat und Mutter gibt den Auftrag: „Sag' nur, unsere Uhr sei zu spät gegangen!", dann kommt der Junge vor dem Lehrer nicht mehr in Verlegenheit.

Zur Vermeidung von Familienszenen soll auch der Vater nicht alles wissen, was die Kinder tun und lassen. Ihr immerwährendes Naschen sieht er gar nicht gern und leidet es nicht, wenn ihnen die Mutter dazu noch Geld gibt. Franz erbettelt sich aber doch hin und wider einen Groschen von der Mutter. Sie macht bloß zur Bedingung: „Aber wenn es Vater sieht, daß du Süßigkeiten hast, dann sag nur, du hast sie geschenkt bekommen!"

So wird Franz immer „klüger". Er kann die Anleitungen der Mutter längst entbehren. Schließlich findet er für alle vorkommenden Fälle die entsprechende Ausrede selbst.

Die Saat geht auf. Schnell wächst das Lügenpflänzlein. Und die Früchte bekommen die Eltern bald selbst zu kosten.

Einmal läßt die Mutter unachtsamerweise ein Geldstück in der Küche liegen. Der Junge eignet es sich unbeobachtet an und kauft sich Näschereien. Wie die Mutter die Münze vermißt, meint er so nebenhin: „Wird dir wohl der Fleischer nicht recht herausgegeben haben!" Und die Mutter glaubt es, daß es so gewesen sein wird.

„Wo hast du denn schon wieder die Nascherei her?" fragt sie später den Jungen. „Ach die? Geschenkt bekommen beim Brotholen!"

Wollen wir uns nicht einreden, das seien lauter Harmlosigkeiten, nicht der Rede wert? Oder sind sie vielleicht doch sogar des Nachdenkens wert?

Wurden diese „praktischen Ausreden" dem Kinde nicht schon zur Gewohnheit? Erfindet es nicht skrupellos immer neue, größere?

Die fremden Leute glauben sie. Die eigenen ahnungslosen Eltern halten alles für wahr oder nehmen es nicht so tragisch. Und der Junge kommt damit in

Unser Kleines hat Hunger

Von Iris v. Seckendorff

II.

Im Folgenden soll nun ein genauer Ernährungsplan aufgestellt werden für alle die Kinder, die ohne oder nur mit geringen Mengen Muttermilch aufgezogen werden müssen.

1. Woche: Von morgens um 6 Uhr angefangen bis 22 Uhr gibt man dem Kinde alle vier Stunden 60—80 Gramm Flaschennahrung, die sich aus 1/3 roher Kuhmilch und 2/3 Hafer- oder Reisschleim zusammensetzt. Gesüßt wird mit ungeblautem oder braunem oder, besonders bei Hartleibigkeit, mit Milchzucker. Die Zubereitung des Schleims ist bereits beschrieben worden.

Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß in der Flasche bleibende Reste (auch beim Säugling ist der Appetit schwankend) nicht aufgehoben und nochmal verwendet, sondern stets weggegossen werden müssen.

2. Woche: Wie oben, die Menge für jede Mahlzeit erhöht sich, wo nötig, auf 80—100 Gramm. Es ist aber immer darauf zu achten, daß die Zusammensetzung stets genau 1/3 Milch auf 2/3 Schleim beträgt.

3. Woche: Allmählich erhöht man die Menge für jede Mahlzeit auf 120—140 Gramm. Jetzt kann man anfangen, jeder Mahlzeit Obstsaft beizufügen, entweder mit einem beinernen Löffelchen oder in der Flasche. Ersteres ist darum vorzuziehen, weil sich das Kind schon früh an den Löffel gewöhnt und nachher, wenn es zum ersten Mal festere Nahrung bekommt, keine Schwierigkeiten macht. Der Obstsaft wird immer vor der Flasche gereicht.

4. Woche: Die Menge kann bei jeder Mahlzeit bis zu 150 Gramm erhöht werden, an der Zusammensetzung 1/3 Milch auf 2/3 Schleim ändert sich nichts. Man mischt die rohe Milch mit dem erkalteten Schleim füllt in die Flasche und erhitzt diese dann im Wasserbade (Flasche aus feuerfestem Glas). Von jetzt ab kann auch schon roher Möhrensaft gegeben werden, den man sich aus geriebenen Rüben selbst preßt. Am besten wechselt man damit ab, einen Tag gibt es Obstsaft, am nächsten Möhrensaft usw.

5.—8. Woche: Die Menge steigt je nach Bedarf bis zu 200 Gramm für jede Mahlzeit. Von der 7. Woche ab ändert sich die Zusammensetzung auf ½ Milch zu ½ Schleim, Obst- und Gemüsesäfte werden in steigender Menge gegeben.

9.—10. Woche: Das Nahrungsbedürfnis des heranwachsenden Kindes steigt, die Flasche allein genügt bald nicht mehr. Das wird jede Mutter bald feststellen können, wenn ihr Kind trotz der ganz geleerten Flasche noch schreit und an den Fingerchen saugt. Nun ist es Zeit, mit fester Beikost zu beginnen, denn mehr als 1000 Gramm = 1 Liter täglich, kann ein Säugling nicht vertragen.

Auch hier nimmt Obst wieder die erste Stelle ein, nur braucht man sich jetzt nicht mit dem Obstsaft allein zu begnügen, sondern kann das ganze Obst, fein zerquetscht, geben, z. B. Erdbeeren mit dem Löffel zerdrückt, Kirschen durch die Maschine gedreht, Aepfel auf einer feinen Reibe gerieben usw. Das wichtigste ist auch hierbei: Alles roh! Gekochtes oder geschmortes Obst, Apfelmus usw., haben kaum den zehnten Teil des Nährwertes von rohem Obst. Man mischt den Obstbrei am besten mit geriebenem Zwieback, rohen Weizenflocken, die sich sehr schnell auflösen, oder Puffreis. Der Zusammenstellungsmöglichkeiten sind unendliche und der Erfindungsgabe der Mütter ist freier Raum gelassen. Mit ganz kleinen Portionen beginnt man, z. B. ein halber Zwieback mit dem Saft einer Apfelsine, ein Eßlöffel Puffreis mit 3—4 Erdbeeren und zwei Eßlöffeln Milch, ein Eßlöffel Weizenflocken mit einem halben geriebenen Apfel usw. Der Brei muß natürlich ziemlich flüs-



sig sein, also mehr einer Suppe gleichen, man wird, wenn nötig, mit etwas Milch verdünnen müssen. Man stellte das Tellerchen zum Anwärmen kurze Zeit auf eine warme Kochplatte oder noch besser auf ein Schüsselchen mit heißem Wasser, damit es während des Fütterns warm bleibt.

Diese Mahlzeiten kann man zweimal täglich geben, etwa um 10 Uhr und um 18 Uhr. Um das Kind völlig sattzumachen, wird dann hinterher nur noch eine geringe Flaschenmenge, etwa 80—100 Gramm, notwendig sein.

Gekochte Breie aus Mehl, Grieß usw., sind in diesem Lebensalter noch nicht nötig, da sie den Darm zu sehr belasten.

11.—12. Woche: Genau wie oben, nur die Menge der beiden festen Mahlzeiten steigt allmählich, je nach Bedarf, bis zu einem Kompott-Tellerchen voll Brei. Inzwischen ist unser Kind ¼ Jahr alt geworden und geht nun in den

4. Monat: Zu diesem Zeitpunkt kann man beginnen, das Kind langsam an nur vier Mahlzeiten täglich zu gewöhnen. Man erreicht das, indem man die Zeiten der Nahrungsaufnahme etwas verschiebt, etwa wie folgt: Um ½7 Uhr gibt man die erste Flaschenmahlzeit, um 11 Uhr einen Brei und die Flasche, um ½4 Uhr wieder eine Flasche und gegen 8 Uhr die letzte Mahlzeit in Form von Brei und der geliebten Flasche zum Abschluß. Dies gilt natürlich nicht für kränkliche oder schwächliche Kinder, die bei jeder Mahlzeit nur wenig zu sich nehmen, für sie gibt es nach wie vor wenigstens fünf Mahlzeiten am Tage. Für gesunde, kräftige Kinder sind jedoch vier Mahlzeiten vollkommen ausreichend.

Zum Ende des 4. Monats ändert sich die Zusammensetzung der Flasche auf ⅓ Schleim und ⅔ Milch.

5. Monat: Von jetzt ab kann man dem Kind ab und zu schon einmal täglich einen Brei aus gekochtem Hafer- oder Weizengrieß geben, natürlich immer in Verbindung mit Obst, von dem der Säugling nun schon alle Arten als Brei oder Saft verträgt, auch Pfirsiche und Pflaumen, Johannis- und Stachelbeeren, Aprikosen und Weintrauben.

6. Monat: Fast alle Säuglinge sind von Anfang an für Obstsaft und Obstbrei in jeder Form und Zubereitungsart zu haben, nur vor dem Genuß von Gemüsen schrecken sie für gewöhnlich zurück. Wahrscheinlich nicht ganz mit Unrecht, ihr unverdorbener Instinkt wehrt sich gegen die auf den Markt kommenden, häufig überdüngten Gemüse. Mit zunehmendem Alter gewinnen sie aber auch diesen Nahrungsmitteln Geschmack ab. Am besten eignen sich natürlich Möhren, es folgen Spinat, Kohlrabi, Salat, Schwarzwurzel und Blumenkohl. Das Gemüse wird mehrmals sauber gewaschen (keinesfalls gebrüht oder in Salzwasser abgekocht) und in reinem Pflanzenfett, im eigenen Saft langsam weich gedämpft, Wasserzugabe ist nur in geringen Mengen erforderlich. Natürlich muß man die Gemüse fein wiegen oder durch die Maschine drehen. Man reicht sie mit dünnflüssigem, mit dem Schneebesen luftig geschlagenen Kartoffelbrei. Salzen ist vom Uebel!

eine Gedankenrichtung, die ihm die Sicherheit gibt: So macht man das einfach. Man redet sich mit schnell erfundenen Gründen und glaubwürdigen Beweisen heraus und alles geht glatt, ohne Konflikte, ohne Aufregung. Was ist denn schon viel dabei? Mutter machte es ja auch so!

Bis eines Tages die Lügensicherheit einen Stoß bekommt.

Der Lehrer glaubt es nicht mehr, daß die Uhr so oft zu spät geht; daß die Mutter mit dem Mittagessen nicht früh genug fertig wurde. Er hat vielmehr Beweise, wie oft Franz bummelt.

Eines Tages wird dem Vater die ewige Näscherei seines Sohnes auch zu bunt. Er geht der Sache nach, fragt Bäcker und Krämer und findet seine Vermutung bestätigt: Der Bub hat die Süßigkeiten nicht immer geschenkt bekommen.

Und eines Tages muß auch die Mutter etwas Niederdrückendes feststellen: Das hübsche Taschenmesser des Jungen, das er angeblich von seinem Freunde eingetauscht hat, ist mit entwendetem Gelde gekauft.

Man wird stutzig, forscht weiter nach und entdeckt einen ganzen Rattenschwanz von Lügen. Ja, wie konnte der Junge bloß so schlecht werden! Wie war es denkbar, daß man das an ihm erleben muß!

Nun bricht ein Donnerwetter los! Nein, das hätte man immer für ausgeschlossen gehalten, daß einen das eigene Kind so frech anlügen und betrügen könne. Von welch schlimmen Freunden hat er das nur gelernt?

Der Vorwürfe und des Strafens ist kein Ende.

Der Junge aber ist nicht bloß über seine angebliche Schlechtigkeit, sondern auch über die plötzliche Entrüstung der Eltern verwundert. Er hatte das eigentlich für gar nicht so schlimm gehalten. Bisher hatte man alles so ungeprüft hingenommen und jetzt, auf einmal wurde ihm gewaltsam zum erschreckenden Bewußtsein gebracht, welch verabscheuungswürdiger Junge er sei.

An ihm bewahrheitet sich das inhaltschwere Dichterwort: Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein!

Die böse Zahnbürste

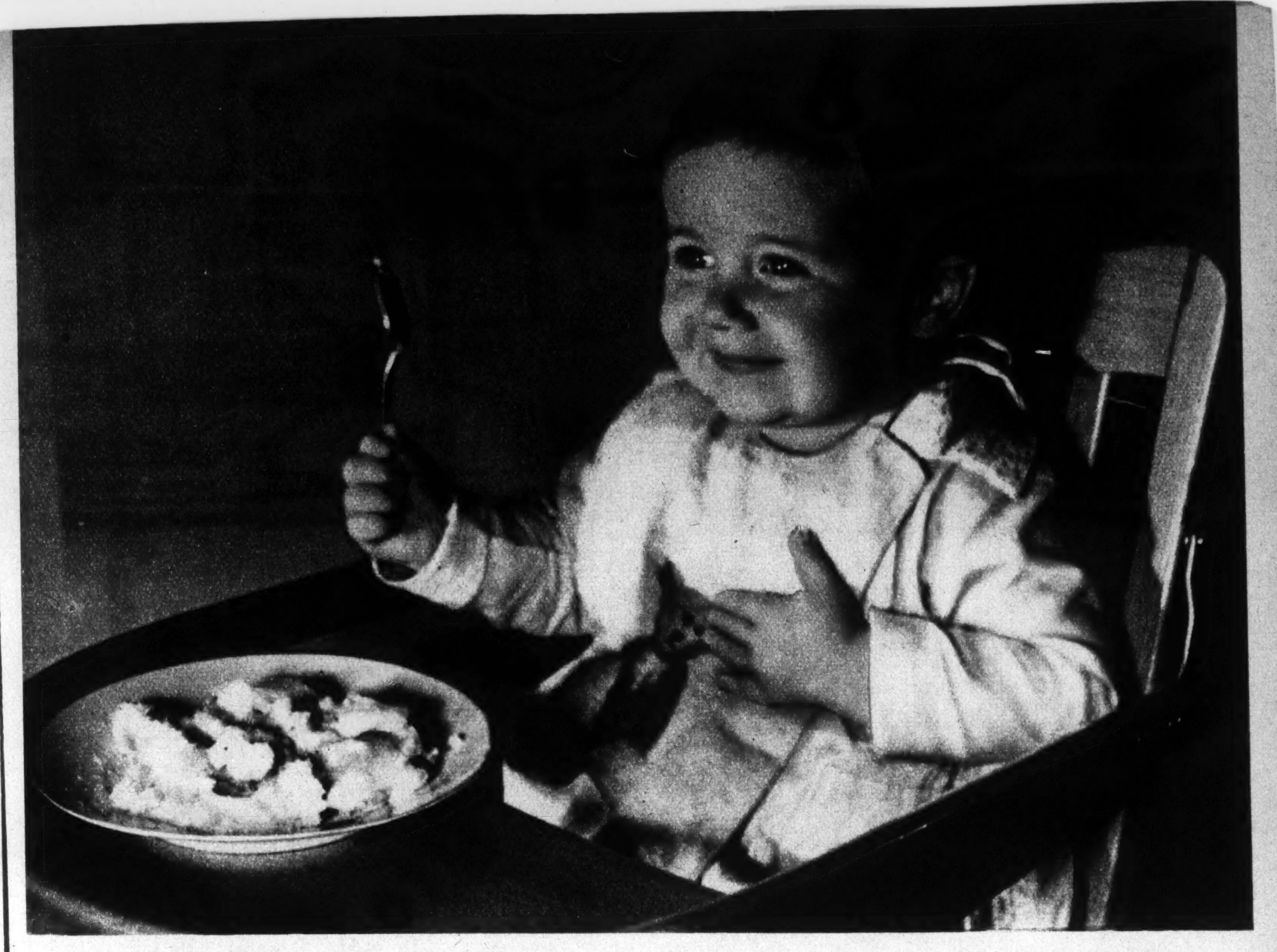
„Hans, wie steht es mit deinen Zähnen? Sind sie noch alle gut? Mach doch mal den Mund auf, daß ich sie mir ansehen kann!"

Schmidts Grete hat schon lauter schlechte; darum hat sie auch immer Zahnschmerzen!

Ja, die alten Deutschen kannten so etwas nicht. Bei ihnen waren Haare und Zähne bis ins hohe Alter unversehrt.

Und wie steht es heute bei uns damit?

Schon die meisten Kinder haben ein schlechtes Gebiß, von 100 über 90; und doch sind gute Zähne für unsere Gesundheit höchst wichtig. Das weißt du ja auch schon. Du hörst doch stets die Mutter sagen: „Gut gekaut ist halb verdaut!" Schlecht gekaute Nahrung liegt lange im Magen und macht



2 Aufnahmen A. Schersch

Ah, das schmeckt!

allerlei Beschwerden. Nur gute Zähne sichern auch eine gute Verdauung.

Man glaubt, bei kleinen Kindern komme es auf das Gebiß noch nicht an, weil das Milchgebiß ja später noch ersetzt wird durch ein dauerndes. Nun, richtig ist das nicht. Schon von Anfang an sollte man die Zähne pflegen. Das neugeborene Kind hat noch keine Zähne. Es braucht sie auch nicht, da es nur flüssige Nahrung zu sich nimmt. Erst wenn es zu fester Nahrung übergeht, die ja zerkleinert werden muß, zeigen sich auch die Zähne. In der Regel erscheinen die Zähne vom sechsten Monat ab. Zuerst kommen die Vorder- oder Schneidezähne, erst später die Eck- und die Backenzähne. Gewöhnlich bilden sich zunächst rechts und links von der Mittellinie die unteren Schneidezähne, danach die zwei unteren äußeren Schneidezähne, so daß das Kind, wenn es ein Jahr alt ist, seine acht Schneidezähne besitzt. Die ersten Backenzähne erscheinen vor den Eckzähnen. Im dritten Jahre soll das gesunde Kind im Besitz aller 20 Zähne sein; diese bilden das Milchgebiß, das erst später, vom siebenten Jahre ab, durch das bleibende Gebiß ersetzt wird. Schadhaft gewordene Zähne kann man ausziehen, ohne daß der Kieferknochen beschädigt wird. Einzig das Zahnfleisch blutet dabei. Die Zähne sind nämlich nicht mit den Kiefern verwachsen, sondern nur in dieselben eingekeilt. Ihre Formen entsprechen den Zwecken, denen sie dienen; sie sollen

Am besten teilt man die Mahlzeiten nun so ein, daß das Kind mittags eine Gemüse- und abends eine Obstmahlzeit bekommt. Bei der Flaschenmahlzeit kann man jetzt allmählich dazu übergehen, reine Milch, ohne jeden Schleimzusatz, zu reichen.

Wenn sich bei dem Kinde Verstopfungserscheinungen zeigen, ist reichlich Obstsaft zu geben. Bei Durchfall muß die Milchmenge eingeschränkt werden, statt dessen reicht man reinen Reisschleim, außerdem rohen, mit der Schale geriebenen Apfel, der nach den neuesten ärztlichen Erfahrungen die schlimmsten Durchfallerscheinungen zum Stillstand bringt.

Inzwischen ist auch die Zeit des Zahnens herangekommen, in der man auf gute Verdauung besonders achten muß. Tägliche Luft- und Sonnenbäder sind gerade in diesem Zeitraum von großer Wichtigkeit. — Die Sonne ist der größte Feind aller Krankheiten!

Um den Gaumen und die Kauflächen anzuregen und zu betätigen, kann dem Kind ab und zu auch schon ein grober Keks oder Zwieback ins Händchen gegeben werden.

Wir sehen: Es sind ganz einfache Regeln, nach denen wir uns zu richten haben, und es ist nicht schwer, sich mit ihnen vertraut zu machen. Dazu verhilft uns vornehmlich der Grundsatz völliger Schlichtheit und Natürlichkeit in der Ernährung. Wir gehen dabei auch der Gefahr aus dem Wege, den unverbildeten Geschmackssinn unserer Kinder schon in den Windeln zu verderben. Hat sich eine Mutter ihren gesunden Ursinn zu bewahren gewußt, wird sie stets aus sich heraus die richtige Entscheidung treffen. Bei einigem guten Willen und im Bunde mit der unverfälschten Natur wird es aber schließlich jeder Mutter nicht schwer fallen, sich wieder zu den schlichten Bedürfnissen der Natur zurückzufinden, deren weise Erfüllung uns einzig und allein das sichert, was wir Mütter zärtlich erstreben: Gesunde, frohe Kinder, deren Blut uns wieder in die Geschlechter tragen soll.

nämlich die Nahrung abbeißen, festhalten und zermalmen. Die Schneidezähne sind darum meißelförmig gestaltet, die Eckzähne haben eine gerundete Spitze, und die Backenzähne haben mehrere Rauhöcker, zwischen denen tiefe Furchen liegen. Beim Kauen treffen die Höcker der oberen Backenzähne in die Furchen der unteren, so daß ein völliges Zermalmen der Nahrung möglich ist.

Den Teil des Zahnes, den wir in der Mundhöhle sehen können, nennt man die Zahnkrone. Was verborgen im Kiefer steckt, ist dagegen die Zahnwurzel. Die Krone ist mit einer sehr festen Masse überzogen, dem Zahnschmelz. Im Inneren des Zahnes findet sich eine Höhle, in welche die Nerven und Blutgefäße eindringen. So kann auch der Zahn bzw. das Zahnbein weiter ernährt werden.

Wenn die Zähne erst erheblich später herauskommen, so sollte das den Eltern zu denken geben. Nicht selten steckt hinter solcher abweichenden Entwicklung die „englische Krankheit“, die Rachitis.

Mit dem siebenten Lebensjahre stellt sich der Zahnwechsel ein. Die Wurzeln der Milchzähne lösen sich allmählich auf, und die bleibenden Zähne rücken jetzt von unten nach. Weil inzwischen die Kiefer genügend gewachsen sind, finden auch weitere Zähne dort Platz. Zunächst erscheint darum in dem neuen Gebiß über die alte Zahl hinaus noch der erste hintere Backenzahn. Bis zum 13. Jahre etwa wachsen die Kiefer wieder um eine Zahnbreite, dann stößt auch der zweite bleibende Backenzahn durch. Der dritte, der Weisheitszahn, kommt erst viel später, mit 20, 24 und noch mehr Jahren. Das bleibende Gebiß hat also nicht 20 Zähne, sondern 32. Gute, feste Zähne zeigen einen gelblichen Schein; sie sind nicht schneeweiß, wie mancher glaubt.

Ein großer Feind der Zähne sind die Säuren, welche sich aus den Speiseresten, besonders nach Süßigkeiten, im Munde bilden. Diese Säuren lösen die Kalksalze der Zähne auf und lockern so deren Gefüge. Es entstehen feine Risse im Zahn. Hier können Säuren und auch Bakterien ins Innere eindringen und ihr Zerstörungswerk fortsetzen. So kommt es zur Zahnfäule oder zur Zahnkaries. Darum sollten Kinder frühzeitig an Zahnbürste und Mundspülen gewöhnt werden. Es muß ihnen selbstverständlich werden, vor dem Essen die Hände zu waschen und nach dem Essen die Zähne zu putzen. Vor allem aber sollten sie angehalten werden, abends vor dem Schlafengehen Mund und Zähne gut zu reinigen.

Schlechtwerdende Zähne braucht man nicht gleich ziehen zu lassen. Wenn man rechtzeitig zum Zahnarzt geht, so kann jeder Zahn erhalten bleiben. Wem daran liegt, möglichst lange im Besitz seiner Zähne zu bleiben, der sollte vielleicht zweimal im Jahre sein Gebiß vom Zahnarzt untersuchen lassen. Dann würden so üble Zahnverhältnisse, wie wir sie jetzt noch des öfteren finden, nicht vorkommen.

Solange man jung ist, kümmert man sich vielfach nicht um die erteilten Ratschläge. Kommt man erst selbst zur besseren Einsicht, dann ist es meist zu spät.

Nun noch etwas: Ein schwäbischer Volksdoktor, der Nägeli-Karl, schätzte die Leute danach ein, ob sie geputzte Zähne hatten oder nicht. Er sagte in seiner derben Art: „Wer die Zähne nicht putzt, isch a Dreckspatz, und wenn er sonst in Samt und Seide herumläuft!“ Dr. H. Fr.

Unwiederbringlich

Dem Blockwart Petermann wurde von einem Bekannten eine ansehnliche Gabe für das Winterhilfswerk übergeben. Frohbewegt eilte er zum Geldverwalter der Ortsgruppe, um die Spende abzuliefern. Da wollte es das Unglück, daß er auf dem Wege den größten Geldschein verlor. Wohl hundert Mal suchte er den Weg ab, aber das Geld fand sich nicht wieder. Entweder hatte es der Wind in einen Kanalschacht geweht oder ein Unehrlicher wollte sich daran bereichern. So mußte Petermann denn endlich schier verzweifelt dem Geldverwalter diesen Verlust bekennen. Der sah ihn einen Augenblick lang an. In Petermanns großen Kinderaugen lag eine grenzenlose Trauer, wie wenn etwas Unfaßbares geschehen sei. Da wußte der Geldverwalter, daß ihm die Wahrheit gesagt worden war. „Das ist dumm und schade“, meinte er dann endlich. „Keiner weiß es besser, wie sehr wir jede Spende für die darbenden Volksgenossen brauchen.“ Petermann überdachte diese Worte lange, dann fiel ihm ein Ausweg ein: „Ich werde zusehen, daß ich einen Ersatz dafür finde.“ Er sah nicht, wie bei diesen Worten ein feines Lächeln in die Mienen des andern kam, er hörte nur dessen Worte: „Geht das, Petermann? Nein, so gerne du das auch willst. Diesen Verlust kann niemand ersetzen, denn die andere Spende wäre eben eine neue. Die aber verloren ist, bleibt verloren für uns. Kann man etwas einmal Geschehenes ungeschehen machen? Es bleibt bestehen und keine Macht der Welt löscht es aus. Das wollen wir nie vergessen, Petermann. Warum ich das sage? Damit wir nicht nach Entschuldigungen für unsere Schwächen suchen, sondern klar erkennen, um was es geht. Bedenken wir das immer, sichern wir uns vor Wiederholungen, und darin liegt das, was wir Verzeihung nennen.“ M.-C.

Gleiche Worte

Zwei Freunde gingen durch einen Wald. Der war berühmt wegen seiner stolzen Buchen, die königlich in die Höhe strebten, seiner kraftstrotzenden Eichen, schlanken Fichten und träumenden Tannen. Sie gingen lange nebeneinander her. Und beide sahen sie den Wald. Der eine von ihnen erlebte die Allmacht eines großen Gottes, die ihn bescheiden machte und doch so froh und beglückt. Er hörte das Vogelsingen und das Raunen und Rauschen der Zweige. Der andere aber rechnete unentwegt, wieviel Klafter Nutzholz wohl in diesem oder jenem Baumstamm enthalten sein mochten und er konnte die Zahl nicht finden, die diesen Reichtum ausdrücken sollte. Da meinte der eine dann leise, überwältigt von der Erhabenheit des Waldes: „Wir sind reich, unfaßbar reich!“ — „O ja“, entgegnete ihm der andere darauf — ebenfalls begeistert —, „wir sind reicher als wir denken!“ Und sie gingen weiter nebeneinander her. Nach einer Weile sahen sie einen Mann vor sich, der von all diesem, das die Freunde erlebten, nichts verspürte, denn er schlenderte mit einer brennenden Zigarre im Munde dahin. Da sagten beide zugleich: „Welch ein Verbrechen. Ein Funke kann uns um diesen Reichtum bringen!“

Sie sagten beide die gleichen Worte und dachten doch jeder an etwas ganz anderes.

*

Beide Freunde standen vor dem „Bamberger Reiter“, dessen Stein zum Leben geweckt ist. Und ein Schauer überfiel den einen. Er sann durch die Jahrhunderte, die dieser Reiter mit dem „ewigen Antlitz des deutschen Menschen“ gesehen, und er suchte in den stolzen Zügen des Herzogs nach dessen Bekenntnis. Aber auch der andere spürte, wie das Jahrtausend auferstand und er konnte es nicht fassen, daß der Meister dieses unvergleichlichen Bildwerks schon sogleich nach der Fertigstellung sang- und klanglos seiner Wege gegangen war, und daß keiner seiner Zeitgenossen den Namen und die Sippe dieses Mannes in den Annalen der Geschichte festgehalten hatte. So spürten sie beide die Jahrhunderte zu ihnen reden. Da meinten sie tiefbewegt: „Welch ein Volk war das!“ So wurde dem einen die Zeit groß, dem anderen aber schien sie undankbar. Und das sagten sie mit den gleichen Worten.

*

Als vor wenigen Jahren die Zeitungen in grellen Schlagzeilen die furchtbare Mitteilung brachten, daß in München der Glaspalast durch eine Feuersbrunst zerstört worden sei, standen beide Freunde erschüttert da. Sie konnten es nicht fassen. „Wir haben viel verloren“, sagte der eine dann still und ihm wurde wirr im Kopfe, als er die Zahlen überdachte, die den Wert der vernichteten Gemälde ausdrücken sollten. Der andere nickte. Er dachte daran, daß diese einzigartigen Meisterhände und diese großen Künstlerseelen, die einst ein großer Gott begnadet hatte, schon längst nicht mehr unter uns weilen. Sie konnten das nicht wieder schaffen, was eine gierige Flamme jäh zerstört. Und beide sahen sich traurig an. Beide trauerten um einen unersetzlichen Verlust. Aber jeder von ihnen sah ihn anders.

Möller-Crivitz.

Was sollen unsere Kinder werden?



Säuglings- und Kleinkinderpflegerin

Im Jahre 1875 starben in Berlin von hundert lebendgeborenen Säuglingen 33, heute nur noch 9. Seit der Jahrhundertwende sinkt in Deutschland die Zahl der Säuglingssterbefälle ständig, sie beträgt heute nur noch die Hälfte von früher! Das ist ein Erfolg der dauernden Aufklärungsarbeit, die überall in Deutschland über eine vernünftige Pflege und Ernährung des Säuglings geleistet worden ist, nicht zuletzt ein Erfolg der Säuglingsfürsorgestellen, in denen Säuglinge von erfahrenen Aerzten unentgeltlich untersucht und in ihrer Entwicklung überwacht werden. Aber, so betonen die Aerzte immer wieder, alle ihre Arbeit wäre wirkungslos geblieben, wenn dem Arzt nicht eine unersetzbare Helferin zur Seite gestanden hätte: die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin. Ein neuer Frauenberuf war mit der wachsenden Einsicht der Bevölkerung für die Notwendigkeit einer sorgfältigen und sachgemäßen Säuglingspflege entstanden, ein Beruf, der von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunahm und dessen Aufgabenkreis sich ständig vergrößerte.

Säuglings- und Kinderheime entstanden immer mehr, in denen kranke, erholungsbedürftige oder heimatlose Säuglinge gepflegt und gekräftigt wurden. Die Säuglingspflegerin fand hier ein schönes Arbeitsfeld. Sie mußte den hilflosen Kleinen Mutter und Pflegerin sein, sie Tag und Nacht liebevoll betreuen. Krippen wurden eröffnet, in die arbeitende Mütter ihre Kinder tagsüber zur Pflege und Bewachung brachten. Die Säuglingspflegerin übernahm die Aufgabe, diesen Kindern so weit wie möglich die Mutter zu ersetzen. In Erholungsheimen wurden Säuglings- und Kleinkinderpflegerinnen gebraucht, in Säuglingskrankenhäusern waren sie die gegebenen Pflegerinnen. Aber nicht nur die öffentlichen Säuglingsberatungsstellen, die zahlreichen Heime und Anstalten der sozialen Fürsorge nahmen Säuglingspflegerinnen auf, auch in die Familie fand sie immer mehr Eingang. Besorgte Mütter, die ihren Kleinen die beste Pflege geben wollten, sahen sich nach gut ausgebildeten, erfahrenen Kräften um, und sie fanden die Säuglingspflegerin, die durch ihre Ausbildung und Praxis ja die Gewähr für eine sachgemäße Pflege der Neugeborenen bot. Besonders für schwächliche und kranke Mütter, die sich nach der Entbindung nur schwer erholen konnten, war es eine Wohltat, ihre Kleinen in so bewährten Händen zu wissen. Bald wurde es fast eine Mode, es gehörte zum guten Ton des „gutsituierten" Hauses, eine „Säuglingsschwester" für die Kinder anzustellen.

Je höher die Anforderungen wurden, desto mehr wurde auch die Ausbildung der Säuglingspflegerin mit den verschiedensten Wissensgebieten und praktischen Uebungen belastet. Die Säuglingspflegerin in der Familie sollte hauswirtschaftlich tüchtig sein. Sie mußte die kranke Mutter im Haushalt vertreten können, die Nahrung für Mutter und Kind zu kochen verstehen, Wäsche waschen usw. Die Säuglingsschwester im Heim sollte genau über die Pflege und Ernährung des kranken Säuglings Bescheid wissen. Dazu brauchte sie Kenntnisse, die tief in das Medizinische hineingingen. Bei allen Säuglingspflegerinnen sah man es als selbstverständlich an, daß sie nicht nur die Kinder im ärztlichen Sinn tadellos versorgten, sondern auch das Kleinkind gut erzogen, es zu beschäftigen verstanden. Also auch für Kinderbeschäftigung, in allen pädagogischen Dingen mußte die Ausbildung den Schülerinnen das Rüstzeug geben.

Oft verlangte der Privathaushalt darüber hinaus noch, daß die Säuglingspflegerin nicht nur für das Kind sorgte, sondern auch die Wöchnerin zu pflegen verstand. So wuchs den Schulen immer mehr der Stoff. Es wäre aber eine Kraftverschwendung gewesen, wenn man von allen Säuglingspflegerinnen all diese Kenntnisse verlangt hätte. Die „Privatschwester" braucht nicht in jedem Fall dieselben tiefen Kenntnisse über die Pflege des kranken Kindes, wie das in einer großen Kinderkrankenanstalt nötig ist. Deshalb ist man heute zu einer Zweiteilung des Berufes gekommen. Wir unterscheiden:

1. Die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin (für die Familie). Dauer der Ausbildung ein Jahr.
2. Die Säuglings- und Kleinkinderschwester (für Familie und Anstalt). Dauer der Ausbildung zwei Jahre.

Die Ausbildung erfolgt in beiden Arten auf staatlich anerkannten Schulen, d. h. in Säuglingsheimen, Säuglingskrankenhäusern usw., die als Ausbildungsanstalt staatlich anerkannt sind und durch die Art des Heimes und des Unterrichtspersonals eine Gewähr dafür geben, daß die Schülerinnen sowohl praktisch als auch theoretisch gründlich vorgebildet werden. Die Ausbildung wird abgeschlossen mit einem staatlichen Examen.

Säuglinsgpflegerinnen und Säuglingsschwestern werden nun aber nicht etwa in ganz getrennten Lehrgängen ausgebildet — sehr viele Kenntnisse müssen sie ja gemeinsam haben —, vielmehr muß jede zukünftige Säuglingsschwester zunächst das Examen als Pflegerin bestanden haben, dann besucht sie noch ein Jahr den Säuglingsschwesternlehrgang und legt die staatliche Schlußprüfung ab, die sie befähigt, neben der Tätigkeit in der Familie auch in Anstalten zu arbeiten.

Die Berufsaussichten für die Säuglingspflegerin und Säuglingsschwester sind sehr gut. Allerdings werden nur wirklich tüchtige Frauen, die alle notwendigen Tugenden (Liebe und Lust zur Sache, Hilfsbereitschaft, Pflichtbewußtsein, Treue im Kleinen, gute Beobachtungsgabe, feines Taktgefühl) besitzen, auf die Dauer Erfolg im Beruf haben. Durch die zum Glück ständig steigende Geburtenzahl, durch die verstärkte Fürsorge für Mutter und Kind im Mütterhilfswerk eröffnen sich immer neue Berufsmöglichkeiten, sodaß man jedem jungen Mädchen, das gern mit Kindern umgeht, nur zu diesem Beruf raten kann.

Es gibt in Deutschland ungefähr 150 zur Ausbildung staatlich anerkannte Anstalten, einige von ihnen vermitteln nur die einjährige Ausbildung. Die Kosten sind sehr verschieden, von unentgeltlicher Ausbildung bis zu einem monatlichen Pensions- und Schulgeldsatz von 75—100 RM. gibt es alle Möglichkeiten. Eine besondere Vorbildung wird nicht verlangt, hauswirtschaftliche Kenntnisse sind neben guter Schulausbildung aber erwünscht. Das Mindesteintrittsalter ist 18 Jahre; jedoch fordern manche Anstalten grundsätzlich ein Alter von 19 oder 20 Jahren, ebenso wie einige Anstalten Lyzeumsbildung verlangen, während bei den meisten anderen eine abgeschlossene Volksschulbildung genügt.

Nähere Auskunft gibt der Reichsverband deutscher Schwestern, Abteilung Säuglingspflegerinnen, Berlin-Schmargendorf, Hanauer Straße 63, ferner jede Berufsberatungsstelle.

Es kann gar nicht genug betont werden, wie wichtig für jede Säuglingspflegerin und Säuglingsschwester eine gute hauswirtschaftliche Schulung ist, die die Ausbildungsstätte in aller Gründlichkeit nicht geben kann, sondern die sie zum großen Teil voraussetzen muß. Auch was die Ausbildungszeit an Hinweisen über Kindererziehung und Kinderbeschäftigung zu geben vermag, sind eben nur Hinweise, da die Unterweisung in den pflegerischen Fächern natürlich im Vordergrund stehen muß. Deshalb wird sich die Säuglingsschwester im Beruf am besten durchsetzen, die schon diese notwendigen Kenntnisse mitbringt. Es kann der künftigen Säuglingspflegerin gar nicht genug empfohlen werden, vorher noch eine andere Berufsausbildung durchzumachen, nämlich: eine Kinderpflegerinnenschule zu besuchen.



2 Aufnahmen Berliner Fröbel-Verein

Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin

Auch dieser Beruf gehört zu den aussichtsreichsten der heutigen Frauenberufe. Die Nachfrage nach tüchtigen Kinderpflegerinnen übersteigt bei weitem das Angebot.

Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin wird in staatlich anerkannten Schulen in einem meist 1½jährigen Lehrgang zur Hilfe der Hausfrau und Mutter ausgebildet. Gerade der kinderreiche Haushalt verlangt eine Hausgehilfin, die nicht nur alle Hausarbeiten gründlich versteht, die vor allem auch Verständnis für die Kinder hat, also über ihre Pflege und Erziehung Bescheid weiß. Der Gedanke der Kinderpflegerinnenausbildung geht auf Fröbel zurück. Er wurde in vorbildlicher Weise verwirklicht durch die Kinderpflegerinnenschule des Berliner Fröbelvereins, die 1859 gegründet wurde. Bald entstanden überall ähnliche Einrichtungen. Der Zustrom zu den Schulen war schon immer stark, denn die Ausbildung kann bereits mit 14 Jahren begonnen werden. Sie ist mit 10—15 RM. monatlichem Schulgeld auch verhältnismäßig billig. Dafür gibt sie den Schülerinnen die Möglichkeit, später mehr zu verdienen, als wenn sie nur einfache Haushaltsgehilfin bleiben. Denn Kinderpflegerinnen verdienen heute je nach Alter und Leistung neben freier Station 20 bis 60 RM. monatlich. Dadurch können sie aus ihrer Berufstätigkeit Ersparnisse machen, sodaß ihnen weitere Ausbildungswege wirtschaftlich möglich werden. Ein großer Teil der ehemaligen Kinderpflegerinnen macht später die Säuglingspflegerinnenausbildung durch. Andere, denen die hauswirtschaftliche Betätigung mehr liegt, bilden sich zur Haushaltspflegerin weiter. (Sie müssen dann allerdings die mittlere Reife nachholen.) Wieder andere besuchen später das Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar, um sich dann ganz der sozialpädagogischen Arbeit zu widmen. (Auch hier wird im allgemeinen der Nachweis der mittleren Reife verlangt.)

Wer schon eine Haushaltungsschule oder die Hausmütterklasse einer Mittelschule besucht hat, kann die Kinderpflegerinnenausbildung in einem verkürzten einjährigen Lehrgang durchmachen.

Wer Näheres über den Beruf, über die Schulen und die Berufsmöglichkeiten wissen will, wende sich an die Arbeitsfront, Gruppe Haus, Garten, Landwirtschaft, in der die Kinderpflegerinnen ihre berufliche Vertretung finden. Außerdem gibt jede Berufsberatungsstelle kostenlose Auskunft.

Dr. Annemarie Wulff

Kann mein Junge Seemann werden?

Von Korv.-Kapitän a. D. F. O. Busch

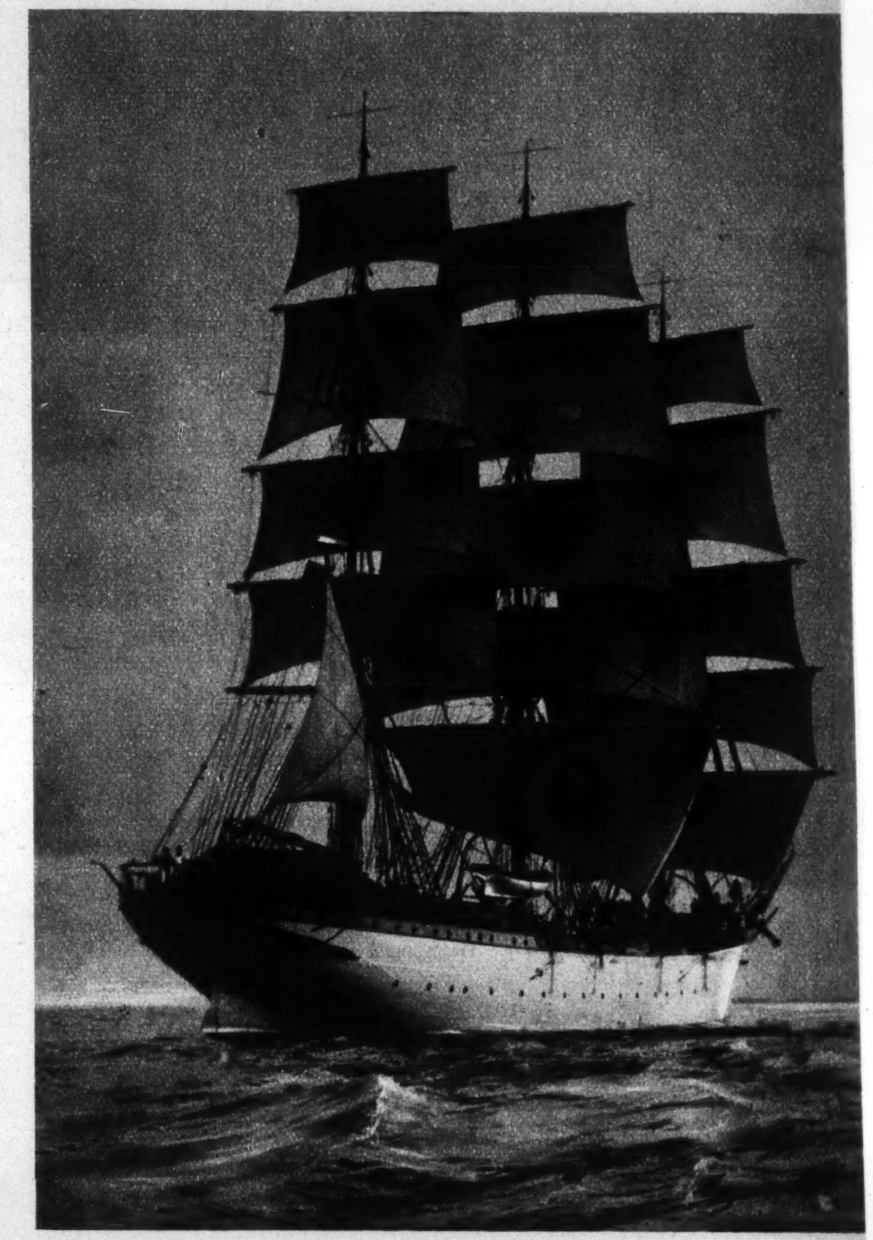
„Tja — der Junge taugt nichts, der muß zur See!"

Ein festverwurzeltes Vorurteil, das man selbst heute noch hören kann, jawohl: heute noch! Die See als „Rauhes Haus", als Besserungsanstalt für Jungs, mit denen weder Eltern noch Schule fertig werden können. Mag sein, daß es das früher noch gegeben hat, mag sein, daß es in anderen Ländern noch heute so ist, daß der letzte Schritt eines verzweifelten Vaters der ist, den ungeratenen Sohn zu einem Heuerbaas zu bringen und ihn — möglichst auf einem Segler — für die „christliche Seefahrt" anmustern zu lassen. In Deutschland, zumal im Deutschland des Dritten Reiches, gibt es das nicht mehr! Wohl sorgen, von Nichtsee- und Nichtfachleuten geschriebene Bücher, Artikel und Fortsetzungshefte leider immer noch dafür, daß der Nichtfachmann, der Binnenländer, vor allem vom Seemann die Vorstellung hat, er sei ein ewig betrunkener, randalierender, höchst unmoralischer Geselle, der, ein furchtbares Rauderwelsch redend, die Hafenkneipen sämtlicher Seestädte unsicher macht und triefäugig, mit allen Lastern der Welt behaftet, durchs Leben trollt.

Es ist seltsam, daß gerade bei uns dies völlig falsche Vorurteil, das jedem deutschen Seemann die Zornesröte ins Gesicht treibt, scheinbar unausrottbar ist! Erst dem Nationalsozialismus blieb es vorbehalten, in seinen seemännischen Berufsverbänden für die Ehre des deutschen Seemanns mit allem Nachdruck erfolgreich einzutreten.

Ein Tropfen Wikingerblut kreist in jedem Deutschen, aus Urvätern her, wo fast alle deutschen Stämme irgendwann und irgendwo einmal an der Nord- oder Ostseeküste saßen, ehe sie die Wanderung ins Binnenland antraten. Es mag daher rühren, daß grade unsere Volksgenossen diese Liebe zur See haben, trotzdem die Mehrzahl von ihnen tief im Binnenlande wohnend, höchstens bei gelegentlichen Badereisen oder auf den schönen Dampfern der „Kraft durch Freude"-Fahrten das Wunder der See erleben kann.

Was ist es nun, das grade den jungen Menschen immer wieder sehnsuchtsvoll hinaustreibt, ihn den Seemannsberuf ergreifen läßt, der — das sei einem alten Seemann erlaubt zu sagen — unter allen Berufen der schönste und gewiß einer der schwersten überhaupt ist? Nun — es ist wohl das Erinnern aus Urvätertagen, die Sehnsucht nach der unendlichen Weite, der fast unbewußte Drang nach Abenteuern, nach Kampf mit den Elementen, nach Bewährung des Mannestums, nach weiten Fahrten, nach dem Ungewohnten. Die silberne Ferne lockt, die Ferne, die hinter den wogenden Linien der Kimm unter grauschattendem oder blauem Himmel über der grüngrauen See liegt. Grade den germanischen Randvölkern der Nord- und Ostsee ist dies Sehnen eigen, sie sind es auch, die in aller Welt die besten, härtesten, kampftrotzigsten Seeleute stellten und heute noch stellen.





Oben: Schulschiff der Handelsmarine
Unten: Unterrichtsstunde

2 Aufnahmen Atlantik-Photo

Der Seemannsberuf — ganz einerlei ob in der Handels- oder der Kriegsmarine ausgeübt — ist ein durch und durch männlicher Beruf, nichts für Weichlinge, für Laue und Halbe, nichts für Muttersöhnchen und verwöhnte Aestheten! Ganz und garnicht! Ein Schiff — und das gilt in gleicher Weise vom Handels- wie vom Kriegsschiff, vom Segler wie vom Dampfer — ist mit seiner Besatzung die verkörperte Idee des Nationalsozialismus. Führergedanke und Leistungsprinzip sind hier bis ins Letzte durchgeführt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" ist ein Grundsatz, den jeder Seemann mit dem Augenblick erkennen und beherrschen lernte, als er zum ersten Male den Fuß auf das Deck eines seegehenden Fahrzeugs setzte. Eingefügt in das Räderwerk streng geregelten Dienstbetriebes, muß jeder sein Bestes, seine Höchstleistung, geben, wenn das Ganze erfolgreich sein soll. Sichdrücken gibt es auf See nicht! Hier gilt nur die Kraft, die Klugheit, der Einsatzwille und die stete Bereitschaft des Einzelnen zum Wohle der Gesamtheit, des Schiffes, seines Schiffes. „Die See hat keine Galerie" hat einmal ein bekannter Schriftsteller der See, selber Seemann, gesagt. Einzig die Leistung wird geachtet und belohnt, nicht Herkunft, nicht „Bildung", nicht Geld. Und noch eins: in dieser Volksgemeinschaft, einer „band of brothers", einer Gemeinschaft von Brüdern, ist, trotz selbstverständlicher Rangunterschiede, einer so viel wert wie der andere, wenn er seinen Dienst, seine Arbeit, tut. Der Kapitän auf der Brücke, der blitzschnell in heiklen Lagen seine Befehle geben muß, für deren Richtigkeit er nur sich selbst, der Reederei und Gott verantwortlich ist, der Heizer vor den Feuern, der im Seegang bei rollendem Schiff seine Feuer zu bedienen hat und aushalten muß, der Leichtmatrose auf der Bramraah eines Fullriggers, der in Hagel, Schnee und Regen über den schäumenden Brechern der „Brüllenden Vierzig" tanzt und der durch eine unvorsichtige Bewegung mit den Füßen auf dem „Pferd" das Leben sämtlicher Kameraden, die neben ihm das Segel reffen, gefährdet. Wie kann ein Bootssteurer im Rettungskutter sein Boot durch die aufgeregte See sicher steuern, wenn einer der Bootsgasten den Riemen unterschneiden läßt (durch Unaufmerksamkeit nicht richtig pullt = rudert!). Der betreffende Mann kann die Ursache dazu sein, daß das Boot querschlägt, kentert und mit Mann und Maus verloren geht. —

Die Besatzung eines Schiffes ist und muß eine große, festverbundene, in Wind und Wetter erprobte, unteilbare und unzerstörbare Kameradschaft sein. Nur unter SA-Leuten, Soldaten, unter Männern, die Gleiches denken, gleiche Aufgaben haben und das Gleiche wollen, ist eine ähnliche Kameradschaft und Opferbereitschaft zu finden, wie unter den Seeleuten. Niemand auf der Welt — und das gilt für die Seeleute aller seefahrenden Nationen unterschiedslos — ist so schnell, so besinnungslos und so selbstverständlich bereit, sein Leben einzusetzen, um das der Kameraden zu retten, wie der Seemann. Grade deutsche Seeleute genießen in aller Welt den Ruf, am schnellsten bei der Hand zu sein, wenn es gilt, andere Seeleute aus Seenot zu retten. Erinnern wir uns an die schier unglaubliche Rettungstat der „New York"-Männer, die bei tobendem Seegang die aufgegebene Besatzung des norwegischen Dampfers „Sisto" zum Staunen der ganzen Welt in fegendem Sturm bei schwerster See retteten, an die Disziplin und die Einsatzbereitschaft der „Dresden"-Männer, die die ihnen anvertrauten Fahrgäste bei jener unglücklichen Strandung unter Norwegens Felsenküste retteten, an die Matrosen der „Phoebus", denen es gelang, einige der Besatzung des amerikanischen Riesenluftschiffes „Acron" zu bergen — um nur einige wenige Beispiele aus letzter Zeit zu nennen. —

Harte Männer sind unsere Seeleute, sie sprechen auch nicht grade wie lyrische Dichter, gewiß nicht! — aber sie sind echte Männer, die See hat sie zu Männern gemacht, die freie, ewige See. Stahlharte Männer mit weichen Herzen und harten Fäusten, mit klaren, unkomplizierten Sinnen, die aufgetan sind den Schönheiten der Welt, mit scharfen Augen, die vergleichen gelernt haben, mit instinktsicherem Wissen um den Sinn des Lebens, um die Notwendigkeit des Todes, um den Wert der eigentlichen Arbeit und das Wesen der Kameradschaft, um all das, was für den wirklichen Mann das Leben erst lebenswert und fruchtbar macht. Starke, trotzige, einsatz- und opferbereite Männer braucht und erzieht die See, Krankes, Faules und Wertloses scheidet sie aus, vernichtet sie, wie die Natur mit unerbittlicher Logik alles Schwache vernichtet und nur das Kraftvolle bestehen läßt. Die See macht frei!

*

Die Frage: „Wie melde ich mich zur Handels- oder Kriegsmarine, und welche Laufbahnen stehen mir dort offen, wollen wir im Folgenden beantworten, wobei betont werden muß, daß aus Platzmangel lediglich die rein seemännischen Laufbahnen Berücksichtigung finden können.

Der Deutsche Seeverein gibt außerdem bereitwilligst und kostenlos jedem Auskunft, der sich an ihn wendet.

Handelsmarine

Für jeden, der später den Steuermanns- oder Kapitänsberuf ergreifen will, ist eine Ausbildung auf dem Segelschiff zunächst das Beste. Eine bestimmte Fahrzeit auf einem Segler muß vor dem Steuermanns- und Kapitänsexamen nachgewiesen werden.

Schwierigkeiten, die durch den Rückgang der Segelschifffahrt entstanden, hat man versucht abzuhelfen durch die Gründung des Deutschen Schulschiff-Vereins, der sich die Aufgabe stellte, auf eigenen, besonders für diesen Zweck gebauten und ausgerüsteten Segelschiffen seelustige Knaben systematisch für ihren künftigen Beruf zu erziehen, wobei sie zum Teil auch schon die Grundlage für eine wissenschaftliche Berufsbildung erhalten.

Ferner ist die Schiffsjungen-Meldestelle des Vereins der Reeder des Unterwesergebiets in Bremen und der Verein Seefahrt in Hamburg zu nennen, durch deren Vermittlung der junge Seemann an Bord eines Schiffes gelangt. Uebrigens gibt es auch einige Segelschiffs-Reedereien (so die Reedereien C. F. Laeisz in Hamburg und F. A. Vinnen und Co. in Bremen), die junge Leute als „Kadetten", also gewissermaßen als Offiziersanwärter, einstellen, wofür von den Betreffenden eine angemessene Entschädigung (1200 Mark jährlich) zu zahlen ist.

Es wird erforderlich sein, dem Jungen, der sich für den Seemannsberuf entschlossen hat, eine Ausrüstung (Kleidung, Wäsche, Stiefel, Oelzeug, eine Schiffskiste usw.) zu beschaffen, und es ist wünschenswert, sie so reich und so gut zu geben, wie es möglich ist. Damit aber haben, wenn es nötig ist, die Eltern ausgesorgt! — Ein ordentlicher und gewissenhafter junger Mensch braucht, einmal an Bord, von keiner Seite

mehr eine Unterstützung und kann sich auch gut und gern das Geld für den Besuch der Steuermannsschule selbst zusammensparen.

Die eigentlichen Schulschiffe verlangen übrigens eine besondere, der Marineuniform angenäherte Ausrüstung, die aber auch kaum teurer als die allgemein übliche sein dürfte. Außerdem wird ein Beitrag für den Unterhalt der Jungen gefordert, der erspart werden kann, wenn es ihm gelingt, selbständig als Junge anderswo unterzukommen. Eltern, die es sich irgend leisten können, sollten sich aber an diesen Mehrkosten nicht stoßen. Nicht nur ist, wie schon ausgeführt, von vornherein eine gründliche seemännische Ausbildung des Knaben sichergestellt und mancher Einfluß ferngehalten, der gerade in diesen Jahren nicht unbedenklich ist, sondern er wird hier auch theoretisch vorgebildet und — vielleicht das Wichtigste — er wird bei gutem Verhalten und erwiesener Eignung für seinen Beruf sehr viel bessere Aussichten für sein Vorwärtskommen haben als andere.

Der *Deutsche Schulschiff-Verein* stellt alljährlich zum 1. April, in geringerer Anzahl auch zum 1. Oktober, Jungen im Alter von 13½ bis 16 Jahren ein. Beim Vorhandensein einer höheren Schulbildung (Reife für Obersekunda) erhöht sich die Altersgrenze auf 18 Jahre. Im allgemeinen werden nur Jungen angenommen, die unmittelbar von der Schule kommen, also nicht schon in einem anderen Beruf tätig gewesen sind.

Für die Verpflegung, Ausbildung und Krankenbehandlung (ausschließlich der zahnärztlichen Behandlung) ist für jeden Schiffsjungen vor der Einstellung der Betrag von 750 Goldmark und außerdem als Anteil für die durch das Schulschiff zu liefernde Kleiderausrüstung ein Betrag von 250, im ganzen also von 1000 Goldmark, an die Geschäftsstelle einzuzahlen (Ratenzahlung auf Antrag gestattet).

Die Anmeldung hat durch den Vater oder Vormund möglichst frühzeitig, und zwar im Dezember für die Frühjahrseinstellung und im Laufe des Juli für die Herbsteinstellung schriftlich bei der Geschäftsstelle des Deutschen Schulschiff-Vereins (Bremen, Herrlichkeit 5) zu erfolgen. Die Entscheidung durch die Annahme-Kommission erfolgt im Januar und im August.

Die erforderlichen Formulare werden auf Wunsch von der Geschäftsstelle des Schulschiff-Vereins übersandt. Bei allen Anfragen vergesse man nicht, für die Rückantwort das *doppelte Briefporto* beizufügen.

Die *Deutsche Seemannsschule Hamburg* (Finkenwärder) gewährt solchen Knaben, die sich dem Beruf des Schiffsoffiziers widmen wollen, eine zweckentsprechende Vorbereitung. Die Seemannsschule, die vom Hamburgischen Staat und vom Hamburger „Verein Seefahrt" unterstützt wird, verfügt über kein *seegehendes* Schulschiff; dieses steht vielmehr an Land, gewährt aber den Zöglingen Gelegenheit zur Ausbildung in praktischer Seemannschaft und in der Takelage. Neben praktischer Unterweisung in den Booten und auf dem Takelboden wird auch theoretischer Unterricht erteilt. Der Lehrgang, während dessen die Zöglinge in der Schule untergebracht und verpflegt werden, dauert etwa drei Monate. Das Kost- und Schulgeld beträgt 140 Mark monatlich. Für die während der Ausbildung zu tragende einheitliche Kleidung, die später an Bord weiter benutzt werden kann, sind 100 Mark einzuzahlen, ferner ein Betrag von 30—50 Mark für Taschengeld, etwaige Reparaturen und sonstige Auslagen, über welche Abrechnung erteilt wird. Nach Beendigung des Lehrgangs werden die Zöglinge nach Möglichkeit auf einem seegehenden Schiff untergebracht. Wegen Auskunft über die der Anmeldung beizufügenden Papiere wende man sich an die Geschäftsstelle der Deutschen Seemannsschule Hamburg 4, Bei der Erholung 12. Das vorgeschriebene Lebensalter ist 15 bis 17 Jahre, nur bei höherer Schulbildung kann zugunsten älterer Anwärter eine Ausnahme gemacht werden.

Eine Ausbildung, wie sie der Deutsche Schulschiff-Verein seinen Zöglingen gewährt, oder eine Vorbereitung, wie sie an der Seemannsschule und anderen Instituten erlangt wird, ist zwar wünschenswert, aber nicht unbedingt erforderlich. Wer zur See gehen will, kann, wie schon gesagt, auch ohne weiteres als Schiffs- oder Decksjunge auf einem Segelschiff oder einem Dampfer die Laufbahn beginnen, ohne dadurch die Möglichkeit des Aufrückens in die höheren Stellen zu verlieren. Es ist aber, namentlich für einen im Binnenland ansässigen jungen Mann sehr schwer, eine Stelle auf einem Schiff zu erlangen. Der schriftliche Weg ist im allgemeinen ganz ohne Erfolg. Vor allen Dingen ist es zwecklos, sich schriftlich an die Reedereien zu wenden, da diese ihren Bedarf nach den Listen der in den Hafenstädten bestehenden „*Paritätischen Heuerstellen*"[1]) zu decken haben.

Gewarnt wird vor Unternehmungen, die sich in den Zeitungen zur Vermittlung von Stellen auf Schiffen anbieten. Diese versenden in der Regel Drucksachen, worin die Laufbahn des Schiffsoffiziers in den rosigsten Farben geschildert wird, natürlich nur gegen eine nicht zu bescheiden bemessene Nachnahme.

Der Seemann, der sich heute dem Steuermannsexamen auf großer Fahrt (Schiffsoffizier) unterziehen will, muß nach den neuen Bestimmungen nachweisen:

1. 50 Monate Seefahrt als Schiffsjunge, Leicht- und Vollmatrose, davon 24 Monate auf Segelschiffen und 18 Monate als Vollmatrose. (Bisher 45 Monate, davon 24 Monate als Vollmatrose, davon 12 Monate auf einem Segelschiff.)
2. Einen Mindestschulbesuch von 60 Wochen. Davon 20 Wochen in einem Vorkursus und 40 Wochen in dem Hauptkursus. Mithin ist nach den neuen Vorschriften ein Schulbesuch von 1¼ Jahr Dauer (einschließlich zweimaliger Ferien von je 4 Wochen) Bedingung, während bisher ein Besuch der Seefahrtsschule gesetzlich überhaupt nicht vorgeschrieben war.

Für die Prüfung zum Schiffer auf großer Fahrt (Kapitän) sind die Fahrzeitvorschriften: 24 Monate als Steuermann (Schiffsoffizier). Ein Mindestschulbesuch von 40 Wochen wird verlangt.

Da das Schwergewicht unserer Handelsflotte in den großen Schiffen liegt, so wird jeder Seemann, der weiter will, bestrebt sein, die Prüfungen für „Große Fahrt" abzulegen. Für den Kapitän besagt dann sein Patent, daß er berechtigt ist, „Deutsche Schiffe jeder Art und Größe in allen Meeren zu führen". Für die Fischerei und Küstenfahrt sind drei weitere Klassen geschaffen, so daß folgende fünf Prüfungen nach vorangegangenen Kursen an deutschen Seefahrtschulen abgehalten werden:

1. Schiffer auf großer Fahrt (Kapitän).
2. Steuermann auf großer Fahrt (Schiffsoffizier).
3. Schiffer auf kleiner Fahrt, entspricht dem Schiffer in mittlerer Hochseefischerei.
4. Steuermann auf kleiner Fahrt oder Steuermann in mittlerer Hochseefischerei.
5. Schiffer auf Küstenfahrt oder Schiffer in kleiner Hochseefischerei.

Für 3 und 4 ist ein Schulbesuch von je 12 Wochen Bedingung, für 5 ein Mindestschulbesuch von 4 Wochen vorgeschrieben. In der Nahfahrt werden nur geringe nautische Kenntnisse und die einfachsten Gesetzesbestimmungen verlangt.

---

[1]) Anschriften: Paritätische Heuerstelle Hamburg, Steinhöft 9 und Seemannshaus a. d. Hornwerk; Bremen, Tannenstraße 30; Stettin, Augustastraße 23; Lübeck, Untertrave 1; Kiel, Am Wall 30a; Flensburg, Kleine Fischerstraße 1; Emden, Kleine Faldernstr. 6/7; Rostock, Strandstraße 63a; Swinemünde, Bollwerk 11.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Zuschriften nur an die Schriftleitung in Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.



Jugend im Feldlager

H
Se

Erſ